Bavar.
2956
ch

Bav. 2956 ch.
Wirth
ANSTREICHG.

Bav. 2956 ch

Denkwürdigkeiten

aus

meinem Leben.

Von

Johann Georg August Wirth.

Erstes Bändchen.

Emmishofen bei Konstanz,
Druck und Verlag des literarischen Instituts.

1844.

Denkwürdigkeiten

aus

meinem Leben.

Von

Johann Georg August Wirth.

Emmishofen,
Druck und Verlag des literarischen Instituts.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Denkwürdigkeiten

aus

meinem Leben.

Erstes Bändchen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Man liefert gegenwärtig so viele Memoiren, daß ich lange Anstand genommen habe, die Zahl derselben zu vergrößern, und zwar um so mehr, als es fast peinliche Gefühle erregt, sich selbst zum Gegenstand der Besprechung zu machen. Indessen verschiedene thatsächliche Verhältnisse, welche auf eine bewegte Zeit einwirkten und sie erklären, sind nur mir allein bekannt, und da sie die Begebenheiten in ein wesentlich anderes Licht setzen, als die gewöhnliche Darstellungsweise, so schien ihre Mittheilung im Interesse der Geschichte nothwendig zu sein.

Andere Entschuldigungsgründe des Unternehmens mag der Inhalt des Buches selbst darbringen.

Gewöhnlich giebt man die Denkwürdigkeiten eines öffentlichen Lebens freilich erst im spätern Alter; gegen solches

Bedenken ist nun zu erinnern, daß meine schriftstellerische Laufbahn mit meiner Geschichte der Deutschen geschlossen, und letztere ihrer Vollendung nahe ist. Zugleich mit dem Geschichtswerk mußte ich also die Memoiren hinausgeben, da ich später allen öffentlichen Verhältnissen fremd sein werde.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MUENCHEN

Es sind die Erfahrungen eines stürmischen Lebens, welche hier vorgeführt, die Grundsätze, für die ich kämpfte und litt, deren innere Entwicklung gezeigt werden soll: — darum übergehe ich die Jugendgeschichte, so weit sie nicht auf meine künftige Laufbahn Einfluß hatte. Nur der kindlichen Pietät erlaube man, einige Züge zu dem Bilde meiner Aeltern beizubringen.

Der Vater, Reichspoststallmeister zu Hof im fränkischen Voigtland, war ein thatkräftiger Mann, lebhaft bis zur Heftigkeit, doch gütig und mild, ein kühner Reiter, leidenschaftlicher Jäger, und bei Gefahren trotz des angebornen Feuers kaltblütig und geistesgegenwärtig. Begabt mit dem weichsten Herzen übte er die Wohlthätigkeit auf eine so reiche und zarte Weise, daß mir die Armen die Erinnerung an ihn oft mit Thränen in den Augen dargelegt haben. Ein Sturz mit dem Pferde bei dem Setzen über eine Umzäunung brachte ihm eine Verletzung der Brust, die bedenkliche Folgen hatte; endlich spann sich eine abzehrende Kränklichkeit an, und schon im 31. Jahre seines Lebens lag der Vater auf dem Sterbebett. Am Tage vor seinem Tod befahl er nach langem Nachdenken auf einmal, daß angespannt werde.

„Wozu?“ fragte die Mutter bestürzt, denn sie kannte die Unbeugsamkeit seines Willens.

„Ich muß zur Tante.“

Alle Vorstellungen waren vergeblich: der entkräftete Mann ließ sich in den Schlitten tragen, und nach sorgfältiger Bedeckung zu der einzigen Schwester seines Vaters fahren.

„Gottlob, du bist es?“ rief erschrocken die gutmüthige Frau, „wie mochtest du in solcher Krankheit das Haus verlassen?“

„Tante! ich fühle, daß ich sterbe. Ich hinterlasse vier unmündige Kinder: diese wollte ich Ihnen noch vor meinem Ende empfehlen, darum mußte ich hieher.“

Als am andern Tag der Tod meines Vaters gemeldet wurde, ließ die Großtante, deren letzter Wille bereits hinterlegt war, eine Gerichts-Kommission erbitten, und verordnete uns Geschwistern ein ansehnliches Vermächtniß. Dieses trug in Verbindung mit dem väterlichen Vermögen später wesentlich zu meiner Ausbildung bei. So sorgte der Vater noch auf dem Sterbebett für die Kinder, und welche Energie des Willens gehörte dazu, als Sterbender eine so angreifende Handlung auszuführen!

Mein Vater verschied im nämlichen Jahr und am nämlichen Tag, als Herder, am 3. Dezember 1803: wir Kinder folgten der Leiche, und ich, erst 5 Jahre alt, hatte noch keine rechte Vorstellung vom Tode. Als der Sarg eingesenkt war und Erde auf ihn geworfen wurde: drohte ich dem Todtengräber mit der Faust, unter dem Ausruf: „war-

um wirfst du Steine auf meinen Vater?“ Meine Begleitung suchte mich wegzuführen: jetzt ahnete ich die Wahrheit, und brach in bitterliches Weinen aus.

Die Mutter, aus Theuma im sächsischen Voigtland*), war eine reichbegabte Frau, doch wo möglich noch feuriger und heftiger, als ihr Gatte. Wohl unterrichtet und voll Entschlossenheit, ergriff sie als Wittwe selbst die Feder, um in den vormundschaftlichen Angelegenheiten und in der Verwaltung unsres Vermögens ihre Rechte zu wahren: ja sie konnte sich sogar über Rechtsgelehrte manches Sieges rühmen. Ueber unsre Erziehung wachte sie mit der größten Gewissenhaftigkeit, und es durfte namentlich nichts gespart werden, wenn es sich um geistige Ausbildung handelte. Für alles, was wir lernen wollten, erhielten wir Lehrer und Hülfsmittel, mochten die Kosten auch noch so groß sein. Ich war ihr Liebling, vielleicht weil ich geistig am meisten Aehnlichkeit mit ihr hatte.

Schon einige Jahre nach dem Tode meines Vaters traf uns ein zweiter Schlag: mein jüngerer Bruder Franz August (ich war der zweite) starb plötzlich. Fränzchen war ein herrliches Kind, noch weit glühender als ich: mit unbeschreiblicher Innigkeit hing ich an dem Knaben, und sein frühzeitiges Hinscheiden brachte mich fast zur Verzweiflung. Endlich behauptete die lindernde Macht der Zeit ihre Rechte, und ich trieb mit Eifer meine Studien.

---

*) Die Tochter des Pfarrers Gelbricht.

Die gewöhnliche Bürgerschule hatte ich schon seit dem vierten Jahr besucht, und vom achten an trat ich in das Gymnasium meiner Vaterstadt, einer sehr guten Lehranstalt. Auch Jean Paul besuchte dieselbe einige Zeit, und die Erinnerungen daran finden sich im „Quintus Firlein." In dem Gymnasium von Hof herrschte entschieden ein höherer wissenschaftlicher Sinn, und man trieb insbesondere die klassischen Studien mit einer Gründlichkeit, wofür ich meinen würdigen Lehrern nicht genug danken kann. Durch die gute Lehrart fand ich an der griechischen Sprache bald so großen Gefallen, daß ich vorzugsweise ihrem Studium mich ergab. Früh um 5 Uhr war ich schon am Arbeitstisch, und wenn man mich aus Rücksicht auf die Gesundheit zuweilen nicht wecken ließ, so empfand ich bittern Verdruß. Die alten Schriftsteller wirkten auch sichtbar auf uns ein: denn es ist mir noch jetzt gegenwärtig, mit welcher Begeisterung wir den Schilderungen der Freiheit und der edlen Nationalzustände der Griechen und Römer zuhörten. Offenbar wird ausser dem wissenschaftlichen Sinn auch Gemüth und Herz durch das klassische Studium gebildet: denn es ist zugleich ein Mittel gegen die Rohheit, und befördert die feinere Erziehung. Wir gewahrten dieß selbst an dem Geiste, der sich unter uns Knaben entwickelte. Im Höfer Gymnasium galt der Grundsatz, daß die Schüler nach den Fortschritten, nicht nach der Zeit des Klassen-Besuchs befördert werden. So wurde ich mit zwei Kameraden aussergewöhnlich zu Weihnachten in eine höhere Klasse gesetzt, und sollte Ostern darauf schon wieder springen, wenn ich nicht gar zu jung gewesen wäre. Der Trieb zum Lernen

wurde durch jene Einrichtung allerdings angeregt. So arbeiteten wir uns denn bald in das Verständniß der Alten, und in die erste wissenschaftliche Richtung hinein. In einer Klasse mit mir befand sich unter andern auch Sand, ein gebildeter, fleißiger und sittlicher Jüngling, welcher damals (1811) noch keine Spur von Schwärmerei offenbarte. Wir wandelten zusammen öfters nach Wunsiedel, seiner und Jean Paul's Vaterstadt (sieben Stunden von Hof), wo meine Großmutter wohnte.

Das Fürstenthum Baireuth, wozu Hof gehörte, wurde im Tilsiter Frieden von Preußen an Frankreich abgetreten, und kam 1810 an Baiern. Man sah diese Veränderung in Hof sehr ungern, und die Maaßregeln der neuen Regierung schienen nicht geeignet zu sein, die Abneigung zu überwinden. Mit der preußischen Regierung war man aus verschiedenen Gründen sehr zufrieden gewesen. Zuvörderst hatte die Rechtspflege durch die rastlosen Bemühungen des Freiherrn von Völderndorf, Präsidenten des Landesjustizkollegiums, gegründete Ansprüche auf Auszeichnung erworben. Völderndorf war im Einzelnen allerdings sehr hart, doch seinen Zweck guter Rechtspflege setzte er durch. Die Justiz blieb von der Administration getrennt, und auch letztere geordnet, einfach und redlich. Unter den Markgrafen, denen Preußen in der Landesherrschaft folgte, wurden in den unmittelbaren, d. h. nicht ritterschaftlichen Orten, nur sehr geringe Steuern erhoben. Das Berliner Kabinet wollte aus Staatsklugheit längere Zeit nichts ändern, und so blieben die Abgaben unbedeutend. Nun gab die Re-

gierung vollends Vorschüsse zur Errichtung von Fabriken, sie wandte viel Geld auf den Bergbau, unterstützte die Landwirthschaft, und hielt auf vorzügliche Schulen. In Ansehung des Handels hatte Preußen damals den Grundsatz niedriger Zölle, und diese waren wenigstens im Fürstenthum Baireuth so gering, daß sie z. B. im Hauptgrenzort Hof von einem einzigen Beamten verwaltet wurden. Der Verkehr blieb daher unter preußischer Landeshoheit in meiner Vaterstadt sehr lebhaft, und ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit noch deutlich der beträchtlichen Güterzüge, die man dortmals täglich sah. Durch alle diese Ursachen herrschte denn im Fürstenthum Baireuth großer Wohlstand. Frankreich hatte während der Verwaltung unsres Landes (vom Herbst 1806 bis 1810) an den innern Einrichtungen nichts geändert: kaum hatte aber Baiern Besitz ergriffen, so erschien eine Fluth von Verordnungen, welche alle Zustände des Landes zu ihrem Nachtheil umstießen. Man hob mit einem Federstrich das Gymnasium in Hof und die nützlichen Rektorate in den Marktflecken auf, wo die Schüler bis auf die zwei letzten Jahre für die Universität vorbereitet wurden. Während ferner die Rechtspflege durch Vermengung der Justiz und Administration zu Grunde gerichtet wurde, führte man gleichzeitig ein neues verwickeltes Steuersystem ein, welches die Bevölkerung nicht bloß durch die Größe der Abgaben, sondern auch durch die Art ihrer Erhebung und Vertheilung empfindlich bedrückte. Zudem wurden die vorzüglichsten Beamten des Landes, welche durch langjährige Erfahrung mit den Bedürfnissen des Volkes vertraut worden waren, in andere bairische

Provinzen versetzt, und an ihrer Stelle Altbaiern ernannt, die weder die Gesetze noch die Sitten unsres Landes kannten. Die Stiftungen wurden der Verwaltung der Gemeinden entzogen und centralisirt. Diese Maaßregel hatte die empfindlichsten Verluste von Kapitalien zur Folge, verminderte überhaupt das Vermögen unsrer Stiftungen, und wirkte äußerst unselig, weil die Mittel für Erziehung, Bildung und Wohlthätigkeit geschmälert wurden. Um das Unglück voll zu machen, sandten die Baiern zur Ablösung des einzigen preußischen Zollbeamten ein ganzes Heer von Zöllnern mit Einrichtungen, wodurch der Handel ungemein beschränkt ward. Während die Höfer schon hierüber große Unzufriedenheit bezeigten, nahmen sie auch an dem Namen Anstoß, den die bairische Regierung der Zolleinrichtung gab .... die „Mauth“. Man hatte diesen Ausdruck noch nicht gehört, und fand ihn mit Recht oder Unrecht eben so barbarisch, als das Institut selbst, welches er bezeichnete. Andere seltsame Redensarten in den amtlichen Verordnungen der bairischen Regierung reizten endlich die Voigtländer zum Humor. So hieß es z. B. man dürfe nur ein „pfenningvergeltliches“ Bier „verleutgeben“, d. h. ausschenken, ein „unhaushabiger“ Scharwerker u. s. w. Das Wort „unhaushabig“ wollte bei uns Niemand verstehen, und als die Erklärung kam, daß damit ein Mann gemeint sei, der ein „Unhaus“, d. h. kein Haus besitze, so wurde das öffentliche Gelächter wo möglich noch größer: denn die Höfer sind als Franken etwas spöttisch.

In dem Staatsvertrag, wodurch Baireuth an Baiern abgetreten

wurde, hatte sich Napoleon die Domainen in unserm Lande vorbehalten, und dieselben erst später durch einen Kaufvertrag an die neue Landesherrschaft abgetreten. Da die letztere den Kaufpreis nicht aufbringen konnte, auch wegen Kreditlosigkeit die Domainen nicht zu verpfänden vermochte, so suchte sie durch den Verkauf von Waldungen Geld zu schaffen. Unglücklicherweise wollten aber die Voigtländer wenig kaufen, weil sie steif und fest glaubten, sie würden bald wieder preussisch. Ja man behauptete sogar vielfältig: „Baiern habe gar kein Recht, die Waldungen zu veräußern, und die Käufer müßten einst alles unentgeldlich an Preußen zurückgeben.“ Nun drohte vollends Napoleon mit einer Exekutionsarmee, wenn der Kaufpreis binnen gewisser Zeit nicht bezahlt werde: die Frist war dem Ablaufe nahe, und so wurde die bairische Regierung genöthiget, die Wälder für Spottpreise loszuschlagen, um durch Aussicht auf großen Gewinn Käufer anzulocken. Man schleuderte nun wirklich so sehr, daß ein schöner Stamm, und zwar in wegsamen Gegenden, oft nahe der Stadt, nur auf einen oder einige Groschen zu stehen kam, und noch überdieß Grund und Boden unentgeldlich drein gegeben wurde. Da der Käufer die Bäume meistens niederschlagen ließ, um den Kaufpreis sogleich vorweg zu erlösen, oder sich für alle Fälle sicher zu stellen, so wurden die schönen baireuthischen Forsten arg mitgenommen *). Auch um Hof

*) Seitdem sind sie durch gute Forstwirthschaft wieder in bessern Stand gesetzt worden.

herum war dieß der Fall, und wir Knaben trauerten über die Zerstörung der Wälder, in denen wir uns so gerne umhergetummelt hatten.

Je mehr die bairische Regierung durch ihre Maaßregeln die Abneigung der Baireuther erregte, desto eifriger bemühte sie sich, alle Zeichen der preußischen Herrschaft zu verwischen. Dazu gehörte unter andern ein schwarzer Adler, welcher an das Thor des Kammeramts-Gebäudes in Hof gemalt war. Man ließ denselben sorgfältig überstreichen; doch so dick auch die Farbe aufgetragen wurde, immer kam der fatale Adler wieder zum Vorschein. Einige Leute hielten dieß für eine Vorbedeutung, daß das Land bald wieder preußisch sein werde: die meisten ergötzten sich dagegen an dem närrischen Vorfall, weil er den Aerger der bairischen Beamten erregte, und wenn man den Anstreicher mit seinem dicken Pinsel auf das Kammeramtsgebäude zueilen sah, so hieß es unter krampfhaftem Gelächter auf allen Straßen: „der Adler ist schon wieder da.“

Unter den Maaßregeln der neuen Regierung war die plötzliche Aufhebung unsers Gymnasiums eine der schädlichsten. Viele fähige Jünglinge wurden dadurch aus ihrer Laufbahn gerissen, weil sie keine Mittel hatten, eine auswärtige Anstalt zu besuchen. Mein Vermögen erlaubte mir zwar, sogleich das Gymnasium in Baireuth zu beziehen (im Winter von 1811 auf 12); da ich aber erst 13 Jahre alt war, so wurde ich zu früh mir selbst überlassen, und darum brachte mir die Zerstörung unsrer geachteten Lehranstalt, außer größern Kostenaufwand, auch sonst noch empfindlichen Nachtheil.

Schon nach einem Jahr verließ ich Baireuth, und auch auf dem Gymnasium in Plauen, wohin ich mich 1813 wandte, mochte ich nicht ausharren. Endlich wollte ich gar Soldat werden; glücklicherweise erhielt ich jedoch zur Antwort, daß ich für das Kadettenkorps zu alt, und für das Heer zu jung sei: — ich setzte darum meine Studien durch Privatunterricht in Hof fort. Ein vortrefflicher Geistlicher, der damalige Trogenprediger Gebhardt, gab mir täglich mehrere Stunden Unterricht in Mathematik, Latein und Griechischen, welchem ich mich mit wahrer Liebe hingab. Meine Studien erlitten bloß durch die Staatsbegebenheiten zuweilen kleine Unterbrechungen. Preußen hatte nicht nur den Krieg an Frankreich erklärt, sondern auch die Proklamation von Kalisch erlassen. Ueber beide Ereignisse waren die Höfer hocherfreut, vorzugsweise freilich aus dem Grunde, weil sie nun gewiß wieder preußisch zu werden hofften; indessen man haßte im gesammten fränkischen Voigtland allerdings auch die Franzosen, und es wurde nur die Annäherung der preußischen Heere abgewartet, um wider die Fremden allgemein zu den Waffen zu greifen. Viele Jünglinge aus Hof und der Umgegend eilten schon vorher den preußischen Fahnen zu, und manche von ihnen zeichneten sich so aus, daß sie nicht nur zu Offizieren, sondern auch zu Rittern des eisernen Kreuzes ernannt wurden.

In meiner Vaterstadt hoffte man im Frühling 1813 von Tag zu Tag auf die Ankunft preußischer Truppen, da vorgeschobene Posten schon in Plauen erschienen waren. Endlich erscholl um Pfingsten der

freudige Ruf, daß von Sachsen her Reiterzüge sich nähern. Die Sache war richtig; denn eine Schwadron vom Lützow'schen Korps unter Anführung des Rittmeisters von Kropf langte vor Hof an. In der eigentlichen Stadt lag ein Bataillon Baiern, und die Bevölkerung mußte sich deßhalb dort zurückhaltender benehmen; dagegen äusserte man in den Vorstädten laut den Jubel über die Ankunft der alten Freunde. Der Befehlshaber der letztern stand früher als Lieutenant bei einem Infanterie-Bataillon in Hof, und war den Bürgern also schon bekannt: eifrig drängten sich daher die Vorstädter um ihn, und leisteten bereitwillig alle möglichen Dienste. Da dortmals zwischen Napoleon und den Alliirten schon Waffenstillstand geschlossen worden war, so kam es zwischen Preußen und Baiern vor Hof bald zu Unterhandlungen, in deren Folge erstere wieder abzogen. Gleichwohl war die bairische Regierung über die Vorfälle so ärgerlich, daß sie einen Appellationsgerichtsrath als Kriminal-Untersuchungs-Kommissär nach Hof sandte, um die Hochverräther an Baiern dort auszumitteln. Es wurden auch mehrere Personen verhaftet, und da man wieder die Ankunft der Preußen befürchtete, so wollte man die Gefangenen nach Bamberg abführen lassen. Glücklicherweise befreiten sich die meisten aber schon eine Viertelstunde von Hof, so daß nur ein einziger Mann in der Gewalt der Baiern blieb.

Später wurde ein französisches rothes Husaren-Regiment nach Hof verlegt, welches man häufig in den Waffen übte. Das Offizier-Korps desselben veranstaltete am Tage vor dem Ausgang des Waffenstillstandes

ein großes Fest, um seine Hoffnungen für den bevorstehenden Feldzug auszusprechen. Auf dem Schießplatz an der Vogelstange bei Hof war zu dem Ende ein schönes Zelt mit vielfachen Inschriften errichtet, unter denen eine: „es lebe die große Armee!" die erste Stelle einnahm. Auch ein General wohnte dem Feste bei; allein so sehr sich die Gesellschaft auch bemühte, wahre Freude und Fröhlichkeit hervorzubringen, so blieb das Ganze doch steif, und ein Vorgefühl der künftigen Ereignisse schien sich den Festtheilnehmern wider ihren Willen aufzudrängen. Nach einigen Tagen bezogen die Husaren eine Stunde von Hof ein Lager, das ich auch besuchte. Es gefiel mir dort, und ich ging am andern Tag wieder hin; doch alles war öde und leer, der General mit dem Regiment abgezogen, und nur auf der Sträße von Zedtwiz nach Hof noch eine kleine Abtheilung aufgestellt. Gerade auf der untern steinernen Brücke in Hof stand die französische Vedette. Man schien den Feind zu erwarten, welcher auch wirklich bald erschien, und zwar von Böhmen her. Es waren österreichische Husaren, die von Asch aus in Hof einzogen, und die Franzosen sogleich angriffen. Ich ging mit den Oestreichern, und hörte noch den Anruf der französischen Vedette: Qui vive? Als keine Antwort kam, wurde der Ruf schnell noch zwei Mal wiederholt, und dann die Pistole auf die Anstürmenden abgefeuert. Hierauf wandte der Franzose sein Pferd, um dem Picquet zuzusprengen; allein bald ereilte ihn ein österreichischer Husar, und brachte ihm mit dem Säbel eine Wunde im Nacken bei. Der junge Franzose ließ das Haupt sinken, und fiel vom Pferde. Mit Muth und Entschlossenheit rückte jetzt das französische

Picquet an, und zwar unter Anführung eines Wachtmeisters; indessen bei der großen Uebermacht der Oesterreicher war es im Nu zerstäubt. Ich stand mitten im Getümmel, und sah, wie Pferde und Reiter bunt durcheinander lagen. Die meisten Franzosen waren verwundet, am schwersten der Wachtmeister. Man bemerkte dieß nicht sogleich, und wollte den Gefangenen zu Fuß wegführen. Da bat er in französischer Sprache seiner Schwäche wegen um ein Pferd: — der österreichische Unteroffizier verstand ihn nicht, gleichwohl wurde die Bitte französisch wiederholt: endlich sagte der Gefangene ganz gut deutsch: „Bruder, ich bitte Dich um Gotteswillen, lass' mich auf ein Pferd setzen, ich kann nicht mehr gehen!“ Er war ein Elsäßer; gerne gewährte man den Wunsch, und zwei österreichische Husaren unterstützten auf beiden Seiten den Verwundeten, der übrigens gerettet wurde.

Gegen Ende des Jahres 1813 brach in Folge der Kriegsereignisse, und namentlich der Durchzüge von kranken Soldaten das Nervenfieber auf eine verheerende Weise in Hof aus. Auch meinen ältern Bruder, Christian, einen Jüngling von unbeschreiblicher Herzensgüte, warf die tückische Krankheit darnieder: meine Mutter und ich widmeten ihm die sorgfältigste Pflege und blieben stets an seinem Bett: alle Aufmerksamkeit und ärztliche Hülfe erwies sich aber als vergeblich. Nachdem die kräftige Natur des Bruders mehrere Tage hartnäckig gegen das bösartige Fieber gekämpft hatte, trat am sechsten oder siebenten in der Nacht das Todesröcheln ein. Noch jetzt höre ich das schreckliche Stöhnen, welches mir das Herz zerriß. Wie ein Wahnsinniger wollte ich

den Kopf wider die Mauer rennen: da ließ mich die Mutter mit Gewalt aus dem Hause tragen. Nach einigen Stunden erhielt ich die Botschaft, daß der Bruder geendet habe. Er war nach dem Tode von Franz mein einziger Bruder, und nur $1^1/_2$ Jahr älter als ich: er war der treue Gefährte meiner Kindheit, und wir hielten immer so einträchtig zusammen: der Schmerz, welcher mich durchwühlte, war entsetzlich. Schon am andern Tag lag auch ich auf dem Krankenbett, und zwar ebenfalls am Nervenfieber. Bei Annäherung der Nacht stellten sich die ersten Phantasien ein, welche von Tag zu Tag an Schauerlichkeit zunahmen. Einige Sekunden vor dem Eintritt derselben hatte ich immer noch klares Bewußtsein, und die Erinnerung von den grauenvollen Bildern des Deliriums, wodurch ich eine unaussprechliche Qual empfand. Nur das Gefühl der Verzweiflung, dem ich später unterlag, kommt am Entsetzen der Folter jener wilden Phantasien gleich. Wider Erwarten wurde ich durch die geschickte Behandlung des Landarzts Gräfe in Hof gerettet. Mir selbst geschah damit kaum ein Gefallen: mein Inneres war so öde, daß ich den Tod als einen Freund ersehnt hatte.

Während der Genesung kam allmälig, doch sehr langsam die Lebenslust wieder. Ein Hang zur Einsamkeit und Schwermuth blieb jedoch mehrere Monate zurück, und ich dachte zum ersten Mal an die ernstern Zwecke des Lebens. Ich weiß die Stelle heute noch, wo ich Abends in die untergehende Sonne sah, und mich über meine Zukunft befragte. Dort war es schon, wo ich den Entschluß faßte: kein öffent-

liches Amt anzunehmen. Unsere sonst so fröhliche Familie war jetzt traurig und einsam; denn es blieb mir nur noch eine Schwester, zwei Jahre jünger als ich, und diese wurde bei meiner väterlichen Tante in Wunsiedel erzogen.

Noch in der Periode düsterer Gemüthsstimmung hatten die Unterrichtsstunden bei Pfarrer Gebhardt nach meiner Genesung wieder begonnen, und ich war ziemlich fleißig. Der gelehrte Mann war so gütig, daß ich lieber das Schlimmste ertragen hätte, als ihm zu mißfallen. Darum bearbeitete ich alle Aufgaben mit ängstlicher Sorgfalt, um ja die Zufriedenheit des verehrten Lehrers zu erlangen. Nichts hatte auf mein Leben einen größern Einfluß, als die Unterweisung Gebhardts: über ein Jahr dauerte dieselbe, und der edle Mann nahm dennoch keine Belohnung an, obgleich man sie ihm auf verschiedenen Wegen und mit dringenden Bitten darbot.

Im Jahr 1814 wählte ich selbst das Gymnasium in Nürnberg, um mich vollends auf die hohe Schule vorzubereiten. Vorstand jener Anstalt war damals der berühmte Hegel, welcher mir sehr freundlich die Aufnahme bewilligte. Nach den Zeugnissen, welche ich vorlegte, hätte ich in die Obergymnasialklasse (den letzten einjährigen Kurs vor der Universität) versetzt werden sollen. Als aber Hegel hörte, daß ich am 20. November 1798 geboren sei, meinte er: ich sei wohl noch jung, und ich würde besser thun, noch mehrere Jahre auf dem Gymnasium zu verweilen. Er sandte mich wirklich in das Progymnasium, so daß ich bis zur Universität noch fünf Jahre gehabt hätte. Das

wollte mir nicht in den Sinn, und ich hatte schon beschlossen, auch Nürnberg wieder zu verlassen. Alsdann würde ich nicht mehr bei den Studien geblieben sein; indessen der Lehrer des Progymnasiums wies mich nach acht Tagen, jener der Untergymnasialklasse (Professor Rehberger) dagegen schon nach drei stündiger Prüfung in die nächst höhere Klasse. Professor Götz, von der Mittelklasse, meinte gar, ich möge sogleich die Universität beziehen; doch Hegel widersprach und entschied für die untere Abtheilung der Mittelklasse. Schwerlich würde ich auch hier geblieben sein: nach vier Wochen ward ich aber in die obere Abtheilung, d. h. die vorletzte Klasse des Gymnasiums nach oben versetzt und nun war ich zufrieden. Alle diese Umstände werden nur erwähnt, weil sie leicht meinem Leben eine andere Richtung geben konnten.

Das Gymnasium in Nürnberg war in jener Zeit eine Musteranstalt im eigentlichen Sinn des Wortes. Gediegene Philologen, wie Rehberger, Götz und Heller, lehrten die beiden alten Sprachen mit Liebe, und machten ihre Zuhörer nicht bloß mit dem Bau derselben, sondern auch mit dem Geist der klassischen Schriftsteller vertraut. Die Mathematik wurde von einem Mann von Fach, Professor Müller, fast in allen Theilen der Theorie vorgetragen, und nach der analytischen Methode mit Ernst betrieben. Sämmtliche philosophische Vorträge hatte sich der Rektor vorbehalten: sie folgten freilich seinem eigenen Systeme, von dem ich jetzt nicht mehr so günstig, wie damals urtheilen kann; indessen die Eigenthümlichkeit der Lehrmethode weckte doch den jugendlichen Geist. Zuvörderst zog Hegel die Naturwissenschaften, Ge-

schichte, Kunst und die Literatur der Alten häufig in seine Entwicklungen, um an ihnen gleichnungsweise philosophische Theses zu erklären: dann diktirte er nur kurze Sätze, und ließ den Sinn derselben die Zuhörer selbst im Wechselgespräch frei erörtern. Jeder konnte das Wort verlangen und eine Meinung gegen andere geltend zu machen suchen, der Rektor selbst trat nur hin und wieder belehrend dazwischen, um die Erörterung zu leiten. Auf solche Weise wurden den Schülern vielseitige Kenntnisse mitgetheilt, der Trieb zum Eindringen in das eigentlich Wissenschaftliche angeregt, und insbesondre der Scharfsinn gebildet.

Was aber noch wohlthätiger wirkte, und die Anstalt im hohen Grad auszeichnete, das war die Art, wie Hegel die Schüler behandelte. Von der untern Gymnasialklasse an, wo man noch vier Jahresstufen bis zur Universität hatte, redete er jeden Schüler mit „Herr“ an, und bemaß hiernach auch seinen Tadel oder seine Zurechtweisungen. Ein solches achtungsvolles Benehmen eines Mannes, dessen Ruf täglich stieg, gegen junge Leute, erweckte in diesen ein ungemein hebendes Selbstgefühl, dem nothwendig das Verlangen entsprechen mußte, durch anständiges Betragen einer so hohen Auszeichnung sich würdig zu machen. Wie groß war deßhalb die Verwunderung, welche die erste Unterrichtsstunde im Gymnasium zu Nürnberg bei mir hervorbrachte? das urbane Benehmen eines gefeierten Lehrers, die ehrerbietige Aufmerksamkeit der Schüler, der letztern Bestreben nach feinerer Sitte: der akademische Anstand des Ganzen! Das Beispiel von Hegel wurde all=

mälig auch von den übrigen Professoren befolgt, und so schien die Anstalt schon eine hohe Schule zu sein. Jetzt lernte ich die Einflüsse der Freiheit auf Geist und Herz begabter Jünglinge zum ersten Mal kennen. Ach wie ganz anders wirkt freie Erziehung, als ein sklavisches Zucht-Regiment! Es lebte unter uns eine Zufriedenheit, ein erhebender Stolz, ein freudiger Trieb zum Anstreben an Bildung und edle Sitte, wodurch die wohlthätigsten Erfolge erzielt wurden. Meine Überzeugung gebietet mir jetzt oft, dem Systeme und den nachmaligen Grundsätzen meines alten Lehrers mit Nachdruck zu widersprechen; doch als Rektor in Nürnberg wirkte Hegel unendlich segensreich: auch in mir entzündete er den unsterblichen Funken der Freiheit . . . . dafür stammle ich noch seiner Asche meinen tiefgefühlten Dank.

Unbeschadet der Achtung gegen unsre Lehrer und dem sittigen Anstand, herrschte unter uns eine Fröhlichkeit, die sich dem Witz und Humor annäherte. Die vorletzte Klasse, in welche ich eintrat, führte z. B. mit der letzten oder obersten, Kampfspiele, welche von einem geistreichen Kameraden, jetzigen Professor Lochner in Nürnberg, unter Nachahmung Homers in Hexametern besungen wurden. Unser Professor Götz, ein merkwürdiges Original, kam einst dazu, als wir die Oberklasse gestürmt hatten: er zupfte einen Schüler am Rock, um seine Gegenwart anzukündigen, und dieser, einen Feind vermuthend, wollte schon seine Kraft dem Intervenienten fühlen lassen, als er sich umsah und den Lehrer erblickte. „Ei Freunde," sagte Götz nach der Rückkehr in unsre Klasse, „das schickt sich nicht für Verehrer Apolls."

„Aber Herr Professor wir halten nur ein Praktikum vom Homer!"

„Wie so?"

„Wir führen die Iliade plastisch auf: der eine ist Achill, der andere Hector, ein dritter Ajax u. s. w., und dann haben wir unsern eigenen Homer, welcher die Thaten besingt!" Hier wurde eine Probe überreicht, welche in der That voll von Witz und Laune war. Unser Professor fand sie vortrefflich, und sagte: „ei Freunde, das ist schön, da muß ich doch selbst ein Mal Ihren Kampfspielen zuschauen!"

In der Oberklasse war Heller, der nachmalige Professor der Philologie an der Universität Erlangen, unser Lehrer in der alten, wie der deutschen Literatur. Im Griechischen beschäftigten wir uns fast ausschließend mit Sophocles, worüber Heller tiefere Studien gemacht hatte. Unser Lehrer war ein sehr vielseitig gebildeter Mann, und regte das wissenschaftliche Streben seiner Zuhörer nach verschiedenen Richtungen an. Er war es auch, der unsre Aufmerksamkeit der vaterländischen Sprache und Literatur zuwandte, indem er die Ermunterung gab: an den großen Vorbildern der Alten Kunstsinn und Geschmack zu bilden, doch das Erlernte nicht mechanisch anzuwenden, die Griechen nicht nachzuahmen, sondern unsre Sprache schöpferisch aus dem eigenen Geiste herauszubilden. Alles dieß sprach mich lebhaft an, da mir z. B. die Art und Weise, wie Voß die Alten nachbildete, pedantisch zu sein schien. Gleichwohl schalt mich der Lehrer oft freundlich wegen solcher Meinung. Professor Heller war mehr unser väterlicher Freund, als Vorgesetzter, und das gegenseitige Verhältniß zart und innig. Die

Lehrstunden bildeten meistens eine wechselseitige Erörterung zwischen Lehrer und Schüler über literärische Gegenstände, welche durch die feine Bildung Hellers einen ungemeinen Reiz erlangten, und selten ohne nachhaltende Wirkung vorübergingen.

In solcher Weise vielfach geistig angeregt, hatte ich in Nürnberg noch überdieß Gelegenheit, das Theater um einen unbedeutenden Eintrittspreis zu besuchen. Da hörte ich zum ersten Mal eine Oper, Sargino, und welchen wundervollen Eindruck die bisher ungekannten Töne auf mich machten, würde ich vergeblich zu beschreiben versuchen. Das Duett von Sargin und Sophia, auch erstere Stimme im Sopran gesungen, löste mein ganzes Inneres in Melodien auf, und versetzte mich in ein Entzücken, das ich unwillkürlich äussern mußte. Man betrachtete mich im Parterre mit Befremden, entschuldigte aber das unaufhaltsame Überströmen eines zu glühenden Gefühls. Fortan ließ ich keine wahre Kunstproduktion in der Musik vorübergehen, ohne ihr beizuwohnen, und als der erste brennende Durst gestillt war, bemerkte ich bald, daß die Töne nicht bloß ergötzen, sondern auch bilden. Ich überzeugte mich lebhaft, daß meine Gefühle zarter würden, daß meine Sehnsucht nach Idealen geistiger und selbstbewußter sich entwickle: endlich löste sich auch der Sturm von Empfindungen, welche die Akkorde in mir erregten, in Klarheit der Gedanken auf, und ich fand in der Musik den Wecker von Ideen, die am tiefsten in meiner Seele verborgen lagen, und mir bisher selbst unbekannt geblieben waren. Darum verließ ich

eine gelungene Kunstproduktion höherer Art niemals, ohne irgend einen bedeutendern Entschluß für das Leben gefaßt zu haben.

Im Herbst 1816 folgte Hegel dem Ruf nach Heidelberg, Heller jenem nach Erlangen; zu gleicher Zeit bezog auch ich die letztere Universität. Die Rechtswissenschaft, welche ich zu meinem Fach gewählt hatte, war dortmals in Erlangen gut vertreten: denn Glück, Posse und Groß gehörten zu den Männern des ersten Ranges. Hofrath Groß, nachmaliger würtembergischer Präsident, bei dem ich das Naturrecht hörte, war ein imposanter Mann, schon eindrucksvoll im Aeußern, und noch mehr überwältigend durch Würde und Klarheit des Vortrags, sowie durch den Scharfsinn der Entwicklung. Glück hingegen, welcher uns die Pandekten lehrte, erregte zuerst meine Bewunderung durch seine übersprudelnde, wunderbare Belesenheit, doch bald meine innigste Ehrfurcht durch seinen reinen Eifer, und seine Hingebung für die Wissenschaft. Ein ganzes Jahr widmete er dem umfassenden Gegenstand mit großer Anstrengung, indem er im ersten Semester zwei, und im zweiten drei Stunden las. In den Osterferien wurde nicht ausgesetzt, sondern sogar am zweiten Feiertage, wie gewöhnlich, vorgetragen. Die Gründlichkeit und die Fülle, welche der berühmte Mann überall zeigte, machte so großen Eindruck auf mich, daß ich zu dem römischen Recht bedeutende Zuneigung gewann. Glücklicherweise bildete der humoristische und gelehrte Posse durch seine beständigen Ausfälle gegen das fremde Recht ein Gegengewicht. Posse war eine deutsche Natur, und kannte die Nachtheile, welche aus dem Gebrauch einer ausländischen

Gesetzgebung nothwendig entspringen müssen: beharrlich kämpfte er daher gegen die Ueberschätzung des römischen Rechts an. Ihm wohnte das Verdienst bei, daß er uns dadurch zum Studium des ältern deutschen Rechts bewog, und in solcher Weise vor Einseitigkeit bewahrte. Später fand ich im Leben selbst, wie richtig die Urtheile von Posse waren, und die Erinnerung an seine eindringlichen, oft wiederholten Warnungen wurde mir sehr nützlich.

Auch im philosophischen Fache lehrte im Jahr 1816 — 1817 ein Mann in Erlangen, welcher bedeutend auf mich einwirkte, Professor Erhardt. In Nürnberg hatte ich das System Hegels so sehr eingesogen, daß ich selbst in der Rechtswissenschaft nach der Terminologie desselben mich auszudrücken pflegte. So schrieb ich z. B. später in einem Buche über das Strafrecht:

Werden der Wissenschaft erfolgt durch die Negation der Momente, deren Verhältniß in der Folge durch die entstandene Wissenschaft begriffen wird, durch die Beziehung dieser Negationen auf einander, und deren Aufheben. Negation der Subjektivität des Geistes im Bewußtsein, ziehet Negation dessen Objektivität nach sich; die Beziehung dieser Negationen ist die Negation der Wissenschaft; durch deren Aufheben — Negation der Negation — die Wissenschaft entsteht.

Ob eine solche Sprache einen Sinn habe, ist an sich schon zweifelhaft, jedenfalls erregt sie aber die Gefahr, die Klarheit des Denkens zu beeinträchtigen, und dem jugendlichen Geist eine schiefe Entwicklung zu geben. Dieß gilt von allen philosophischen Systemen, deren Wesen mehr in Terminologien als wirklicher Weisheit besteht, und wohl hatte

Herder Recht, als er nach jeder Vorlesung von Kant mit einem gediegenern Gegenstand sich beschäftigte, um des Eindrucks wieder ledig zu werden. Erhardt behandelte nun die Philosophie im Sinn Herders, d. h. er forderte von ihr Bildung des Geistes und Erquickung des Herzens. Darum hörte man von ihm nie eine dunkle Redensart: die Sprache floß einfach dahin, und erwärmte in ihrer klaren Verständlichkeit das Gemüth. Die Vorlesungen, welche ich besuchte, behandelten die Psychologie, und in ihnen wurde ein Reichthum von Erfahrungen und feiner Bemerkungen, endlich eine Fülle von Gemüthlichkeit entwickelt, welche mir zuerst ahnen ließen, was die Philosophie sein sollte. Vom Hegelischen System blieb ich zwar immer noch umstrickt; indessen das erste heilsame Gegengewicht war mir gleichwohl Erhardt, und er leitete mich unmerklich zu meinem spätern innern Kampf gegen die Hegelische Richtung, in dessen Folge ich sie gänzlich ablegte.

Für die mathematischen Studien hatte ich schon in Hof und Nürnberg große Vorliebe gefaßt, und ich wollte sie auf der Universität fortsetzen; doch hierin allein war damals der wissenschaftliche Eifer in Erlangen etwas lau. Nicht, daß es an einem tüchtigen Lehrer gefehlt hätte, Professor Rhode machte vielmehr durch Kenntniß und Scharfsinn seinem Fache Ehre; allein er war das seltenste Original eines Geizhalses. Sowohl unter den Bürgern, als unter den Studenten liefen über ihn eine solche Masse von Anekdoten um, daß man ein hübsches Bändchen damit füllen könnte. Auf seinen Fußreisen nach Nürnberg z. B. soll er außerhalb der Stadt baarfuß gegangen sein,

um die Sohlen zu schonen, und zu Hause läßt ihn das Gerücht stundenlang um den Tisch laufen, damit er durch diese Erwärmungsart im Winter das Holz erspare. Manche Anekdoten waren wirklich humoristisch, und reizten unsere Heiterkeit so sehr, daß wir, Rhode gegenüber, den Ernst nur schwer behaupten konnten. Seine Vorlesungen blieben daher, aller wissenschaftlichen Gediegenheit ungeachtet, mehr Übungen des Humors, und der jugendliche Muthwille verhinderte uns, den schönen analytischen Entwicklungen zu folgen.

Um mich zu entschädigen, hörte ich bei Harleß freiwillig Physiologie, eine Vorlesung von bedeutendem wissenschaftlichen Werth. Äusserst nützlich war mir ferner die gerichtliche Medizin (medicina forensis) bei Henke. Während mich schon der schöne Vortrag geistig anregte, erwarb ich mir mannigfache Kenntnisse, welche mir später bei Vertheidigungen wesentliche Dienste erwiesen.

Durch alles dieß will ich übrigens keineswegs gesagt haben, daß ich ein Muster von Fleiß gewesen sei; die Studien lagen mir periodisch vielmehr so ferne, daß ich alles andern, nur nicht des Lernens halber, in Erlangen zu sein schien. Wir hatten allerdings Sinn für Wissenschaftlichkeit, doch eben so viel für Frohsinn und Lebensgenuß. Vorherrschender Charakterzug unsrer Unterhaltungen blieb der Witz, welcher sich unter uns selbst oder bei den Bürgern irgend ein Original zu seinem Opfer wählte. Das belebende Oel für diese Flamme des Geistes war das berühmte Erlanger Bier, und es wurde der Flasche freilich manchmal mehr zugesprochen, als billig sein mochte. In den größern

Studentenfesten wurde dagegen nicht ohne Geschmack ein gewisser Glanz, ja selbst Würde entwickelt. Bei den allgemeinen Commerçen im Welschen Garten boten die unübersehbaren Tafeln unter der Beleuchtung der Laubengänge einen magischen Eindruck dar; begleitet von Musik verschwamm das Solo am entgegengesetzten Ende der langen Reihe, und rückte im Fortgehen dem Ohre nur stufenweise näher. Hierdurch wurde fast eine künstlerische Wirkung hervorgebracht. Ich war ein großer Verehrer der Landsmannschaften, da deren Wetteifer, in Humor, Waffenübung und glanzvoller Repräsentation sich gegenseitig zu überbieten, mir Freude machte. Mit unendlicher Lust stürzte ich mich in dieses vielseitige Leben, jedoch in einer Weise, die mir entschieden gefährlich wurde. Fast einem Wunder ist es zuzuschreiben, daß ich in Erlangen mein Grab nicht fand.

In der letzten Zeit der akademischen Laufbahn gewann ich dem Umgang erfahrner Männer größern Geschmack ab, und diese Periode bildete den Übergang zum praktischen Leben. Fast täglich fand ich mich nämlich im Gasthaus zum goldnen Herz mit einer Gesellschaft von Professoren, Aerzten, Beamten, Pfarrern und gebildeten Bürgern zusammen. Dort lernte ich unter andern den ersten Assessor des Landgerichts, Gast, kennen, einen geistreichen Mann, welcher mich nunmehr in die gerichtliche Praxis einführte. Als ich das erste Mal einen Rechtsfall und zwar aus dem Strafrecht im Leben vor mir sah, als ich so das Verhältniß der Theorie zur Praxis wahrnahm, regten sich in meinem Innern ganz eigenthümliche Gefühle. Ich wurde verschlossener

und studirte wieder viel. Trat vorübergehend ein kleiner Rückfall in den Studententaumel ein, so sagte gemeiniglich einer von den Gesellschaftern im „Herz“ bei meinem Wiedererscheinen: „Herr Assessor, denken Sie an Beschäftigung für Wirth!“

Im Jahre 1819 eröffnete ich die Gerichtspraxis selbst, indem ich bei dem Fürstlich Schönburgischen Patrimonialgericht Schwarzenbach an der Saale als Praktikant eintrat. Da der Vorstand desselben, Amtmann Werner, auch noch einige andere ritterschaftliche Gerichte, Schönwald, Weisdorf und Buch, verwaltete, so war an Geschäften um so weniger ein Mangel, als den Patrimonialgerichten in Folge der bairischen Verfassungs-Urkunde vom 26. Mai 1818 gerade die streitige Gerichtsbarkeit zurückgegeben worden war. Vier Landgerichte, Rehau, Münchberg, Gefrees und Selb, hatten uns Akten zu übergeben, und in allen gab es Geschäfts-Rückstände, weil die Landgerichte, während der Vorbereitung der Extradition, die Einläufe weder erledigen konnten, noch durften. Schon bei dem ersten Eintritt in das Amt war ich daher mit Arbeiten überladen; denn der Vorstand hatte mir die gesammte streitige Gerichtsbarkeit überwiesen. Jetzt kamen mir die vorläufige Praxis in Erlangen, und die gediegenen Vorlesungen von Glück und Posse über Civilrecht und Prozeß trefflich zu statten. Nachdem ich die Registratur geordnet hatte, begann ich mit dem Fach A die Akten zu lesen, und sofort bis Z. Berichte, Requisitions-Schreiben, Verfügungen und Urtheile, welche nach Lage der Verhandlungen nothwendig waren, wurden nach dem Studium jeder einzelnen Rechtssache

sogleich ausgearbeitet, und dem Gerichtsvorstand vorgelegt. Dieser prüfte meine Arbeiten genau, und zeigte sich, als gebildeter Rechtsgelehrter, auch in seinem Urtheil streng; allein im Wesen war er mit meinen Gutachten und Entwürfen meistens einverstanden. Da schon mein erstes Urtheil vom Appellationsgericht bestätiget wurde, so fühlte ich mich noch mehr ermuntert, zugleich mit Geschäfts-Gewandtheit auch beurtheilenden Scharfsinn — die Diagnose der Mediciner — in den Rechtssachen anzustreben. Bei der täglichen Uebung in einem mannigfaltigen Wirkungskreis, in Verbindung mit fortgesetzten theoretischen Studien, schien jene Absicht nicht unerreichbar zu sein. Zum Mindesten stieg das Vertrauen des Amtsvorstandes zu mir sichtbar; und mit ihm meine Selbstständigkeit, so daß meine Stellung in Schwarzenbach bald sehr angenehm wurde.

Nachdem die Geschäfts-Rückstände erlediget waren und das Gleichgewicht unsrer Kräfte mit den laufenden Arbeiten hergestellt, so ließ man auch wieder den Hang zu geselligen Genüssen gewähren. Eine besondere Eigenthümlichkeit des fränkischen Voigtlands ist sein Ueberfluß an seltsamen Originalen und an feinen Spöttern, welche jene zum Vortheil der Gesellschaft auszubeuten wissen. Es scheint freilich unbillig, die Freuden der Laune nur auf Kosten Anderer zu genießen; indessen gemeiniglich waren die Gegenstände der Neckereien auf eine solche Auszeichnung stolz und verlangten selbst darnach. Das unzweideutigste Zeugniß davon gab unser Freund, der Balbierer Pohl in Hof, welcher scheinbar auf das unbarmherzigste gegeisselt wurde, doch jede Gesell-

schaft verließ, wo dieß nicht geschah, und nicht ruhte, bis er eine fand, die ihn nach dem Volks=Ausdruck für'n Narren hielt. Unter allen Spielen der Laune liebten die Voigtländer die satyrische Mystifikation am meisten, und hierin waren vornehmlich die Höfer die Meister. Wenn irgend Jemand, sei es ein Hoher oder Niederer, ein zu großes Uebermaaß von Eitelkeit oder Selbstgenügsamkeit an den Tag legte, wenn er namentlich hochmüthige Verachtung der untern Stände zur Schau trug, so spannen die Humoristen ein so feines Netz der Ironie um ihn, daß er unabwendbar zum Gegenstand des Gelächters werden mußte. Ein höherer Beamter, welcher zuweilen nach Hof kam, that sich z. B. sehr viel auf seinen Umgang mit Adeligen zu gut, und fragte immer, wann denn die voigtländische Ritterschaft ihre Zusammenkunft zu halten pflege? Einfache Höfer Bürger vertheilten nun sogleich die Rollen unter sich, um dem Verächter ihres Standes eine Lehre zu geben. Der eine stellte diesen, der andere jenen Edelmann der Umgegend vor, und alle agirten so vortrefflich, daß der Adelsfreund wirklich die Blüthe der voigtländischen Ritterschaft vor sich zu haben wähnte, und laut sich glücklich pries, endlich einmal einen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen. Man muß Zeuge eines solchen Auftrittes sein, um den unbeschreiblichen Reitz desselben zu empfinden. Der schelmische Ernst der Spötter und der unendliche komische Kontrast ihres wahren Standes mit dem vorgespiegelten regt die Lachlust unwiderstehlich an, und da der Ausbruch derselben bei schwerer Strafe verpönt ist, so

kommen die Eingeweihten, durch den Kampf mit sich selbst, ihrerseits wieder in Situationen, welche als äusserst lächerlich erscheinen.

An Sonderlinge oder Originale von Geist wagten sich die Höfer niemals, weil sie nach ihrer humoristischen Natur gegen solche Seltenheiten Ehrerbietung hegten. Indessen Männer der Art gewähren schon von selbst Genüsse mannigfacher Art. Einer der größten Sonderlinge war damals der Medicinalrath Hechtel in Hof, ein Arzt von unbeschreiblichem Ruf, aber ein Mann mit den närrischsten Eigenheiten. Er wurde bei allen bedenklichen Krankheiten von nah und ferne so sehr gesucht, daß er ungeheure Summen verdienen konnte; allein er mochte es nie über sich bringen, eine Rechnung zu machen. Dafür forderte er, daß ihm Stadt und Umgegend zinspflichtig sei, d. h. mit Leckerbissen aller Art unentgeldlich versorge. Ob er gleich, wie ein Vogel aß, so sprach er doch im ganzen Tag nur von guten Speisen. Zum Unglück wollte, und wenn er auch gemocht hätte, so konnte er nicht zahlen: denn von seiner Besoldung (600 fl.) zogen die Gläubiger ein Drittheil, und der Ueberrest reichte kaum für Wein, Taback und Bier aus. Hechtel war daher Jahraus Jahrein in einem Feldzug begriffen, um Wildpret, Fische, Schinken und andere Kostbarkeiten zu erbeuten, und die Jagdart war gewöhnlich ungemein ergötzlich. Zu den wenigen Menschen, welche Gnade bei ihm fanden, gehörte auch ich, ja er zeichnete mich noch vor den Wenigen durch unbegrenzte Vertraulichkeit aus. Schwarzenbach an der Saale liegt nur zwei Stunden von Hof entfernt; ich begab mich öfters zu Pferde dahin, und mein erster Besuch galt immer

dem Herrn Medicinalrath. Einst war dieser überaus ärgerlich, daß ihm der Jagdaufseher Pfeiffer keine Hasen schickte.

„Macht sogleich," rief er mir beim Eintritt ins Zimmer zu, „ein Requisitionsschreiben im Namen des Physikats an das Forstamt, daß der unverschämte Pfeiffer angewiesen werde, im Interesse des Dienstes mir Hasen zu liefern."

„Was haben denn die Hasenbraten für eine Verwandtschaft mit dem Dienst, Herr Medicinalrath?"

„Seht ihr noch nicht so viel ein? Wildpret ist sehr gesund: bin ich gesund, so gereicht dieß meinem ganzen Bezirk zum Nutzen, weil ich über den öffentlichen Gesundheitszustand wachen muß, also" ....

Diese bündige Logik überzeugte mich so vollständig, daß ich augenblicklich das Forstamt in dem mir angegebenen Sinn requirirte. Ich weiß nicht, ob sich dem Schreiben einige Laune beimischte, zum Mindesten bewies sich der Forstmeister als Humorist und gab dem Jagdaufseher Pfeiffer unverzüglich Befehl, dem Herrn Medicinalrath so viel Hasen zu liefern, als er auftreiben könne, d. h. gegen baare Bezahlung. Dieser kleine Beisatz machte das Mandat freilich illusorisch, Hechtel bezeigte indessen dennoch eine große Freude darüber.

Das Seitenstück des Medicinalrathes war der Förster König in Hallerstein, einer meiner genauern Freunde. In den Feldzügen der 1790er Jahre stand er bei dem Elitenkorps der preußischen Feldjäger, und zeichnete sich durch seine Kühnheit aus. Auf dem Rückmarsch aus Holland kam sein Bataillon nach Mainz, wo zufällig der preußische

Minister von Hardenberg sich aufhielt. [Dieser wünschte über den Zustand der Truppen Bericht zu erhalten, und ließ darum unsern König, welcher als Quartiermacher vorausgesendet worden war, zu sich rufen. Die preußischen Feldjäger, durchgehends gelernte Förster aus guten Familien, trugen dortmals eine sehr glänzende Uniform mit Achselschnüren u. s. w., allein die Beschwerlichkeiten des Kriegs hatten das Bataillon von König äusserlich bedeutend herabgebracht. Unser Freund selbst hatte die Integrität seiner Schuhe nicht zu behaupten vermocht, es zeigten sich daran vielmehr verschiedene anstößige Oeffnungen, und in nicht besserm Stand erschien das Oberkleid.

Erschrocken fragte Hardenberg, „sehen denn die Feldjäger alle so aus, wie Sie?“

„Was?“ erwiederte König: „Ich bin noch der Schönste! denn zum Quartiermacher sucht man doch immer noch den Reputirlichsten aus.“

Zur Belohnung seiner Verdienste wurde unser Freund bald zum Förster in Frankenberg ernannt; indessen dort hatte er das Unglück, seine bedeutenden Abweichungen von den Meinungen des Herrn Pfarrers während der Predigt öffentlich auszusprechen, und zwar auf eine Weise, welche für den Evangelisten nicht allzu schmeichelhaft war. Man versetzte den Förster zur Strafe nach Hallerstein, einem einsamen Dörfchen am Fuß des Fichtelgebirgs, nur eine Stunde von Schwarzenbach entfernt. Kurz nach dem Antritt meiner Gerichtspraxis lernte ich ihn kennen, und wurde ihm bald mehr, nämlich wirklicher Freund.

König verbarg unter seinen sonderbaren Eigenheiten das weichste Herz und zarteste Gefühl: voll von Unabhängigkeit des Charakters forderte er auch für andere Freiheit und Achtung vor ihren Rechten. Jede Unterdrückung und Tyrannei war ihm ein Greuel, und kühn bis zur Verwegenheit widersprach er mit Freimuth jedem Unrecht, sowohl im Privatleben, als im Dienst gegen seine Obern. Zum Glück zeichnete er sich als Forstmann so sehr aus, daß seine Vorgesetzten ihm Rücksichten gewähren, und zuweilen selbst wider Willen ehrende Belohnungen zugestehen mußten.

Ein drittes humoristisches Original war mein Gerichtsvorstand selbst, der Amtmann Johann Wilhelm Werner, mein nachmaliger Schwager. Derselbe hatte ungemeine Aehnlichkeit mit Schoppe im Titan, und es machte einen ganz eigenen Eindruck, den idealistischen Humor jetzt lebendig vor sich zu haben. Fremde, welche die geistreichen und ungezwungenen Improvisationen meines Schwagers hörten, äusserten öfters ihr angenehmes Erstaunen darüber. Mit einem Verwandten Jean Pauls, den er den Pfundschuster nannte, machte er zuweilen kleine Reisen, und führte mit ihm Scenen auf, die kaum im „Katzenberger“ schöner stehen. Versenkt in die tiefern Studien, aus denen das sinnvolle Buch Herders, älteste Urkunde des Menschengeschlechts, hervorging, stieß mein Amtmann unter andern auch auf die Kabbala und sah darin eine unerschöpfliche Fundgrube für seine sonderbaren Allegorien. Im Titan wird so schön bemerkt, daß Uneingeweihte die höchste Stufe des Humors nicht von Wahnsinn unter-

scheiden können: auch in Beziehung auf Werner fand dieß statt, und die Meinung bestärkte sich noch durch seine häufigen und unendlich launigen Anspielungen auf die Kabbala. Die Handlungen im Leben standen mit der originalen Geistesrichtung im vollsten Einklang und Ebenmaaß. Um die Armen seines Gerichtssprengels während der Hungersnoth 1816 und 1817 zu ernähren, errichtete mein Schwager mit den zehnjährigen Ersparnissen seines Einkommens eine Linnenfabrik, ließ aber dieselbe auf eine äußerst seltsame Weise betreiben. Einst schickte er den Weber, welchen er als Ironie auf sich selbst zum Geschäftsführer bestellt hatte, mit einem Waarenlager von mehr als 1000 fl. auf die Messe, und der possierliche Werkführer vertrank die ganze Summe. Er brachte nichts zurück, als einen ungeheuren Rausch und einige elende Taschenuhren im Werthe von ungefähr 12 fl. Man neckte den Amtmann in Gesellschaft über seine glänzenden Geschäfte; doch er antwortete kaltblütig: „freilich hat der Weber alles durchgebracht, allein er ist doch ein ehrlicher Kerl: ein anderer wäre davongelaufen, der ist doch wieder gekommen.“ —

Ich könnte noch eine ganze Reihe ungewöhnlicher Naturen in unserem Voigtland aufführen; indessen ich muß Mitleiden mit den Lesern haben, deren Geduld ohnehin schon erschöpft sein wird. Nur eines der Hauptflügelmänner in dem Heere der Spötter, bitte ich, noch erwähnen zu dürfen, des berühmten Schmidts Gottliebs in Hof, also bezeichnet nach seinem Namen Gottlieb Schmidt. Dieser, ein Bäckermeister in Hof, ist die satyrische Biene, welche stechen muß, wenn es

ihr auch noch so theuer zu stehen kommt. Als ihn z. B. ein Bauer fragte, wo man Blutegel haben könne, wies Schmidt den Fragenden in das gegenüberliegende Landgericht mit der Bemerkung: „man führt von diesem Artikel dort immer vorzügliche Waare, ganz ausgezeichnete aber gerade gegenwärtig, da eben eine neue Sendung angekommen ist.“ (Anspielung auf einen Beamtenwechsel.) Die Sache brachte unserm Gottlieb Verdruß, wie er recht gut wußte, gleichwohl war er nicht im Stande, den Witz zu unterdrücken.

Im fränkischen Voigtland diente übrigens die Satyre nicht bloß zur Erheiterung, sondern man wußte auch in Beziehung auf öffentliche Zustände Nutzen daraus zu ziehen. Es ist schon oft bemerkt worden, daß bei gewissen Schwächen oder Gebrechen zuweilen der Spott allein als Besserungsmittel sich ausweist, wenn alle ernstlichen Vorstellungen und Ermahnungen nichts gefruchtet hatten. Auch bei uns machte man hin und wieder dieselbe Erfahrung. So befand sich z. B. in Hof ein Maurer, Namens Habakuk Jeremias Schöffel, dessen Gottesfurcht sich bedeutend zum Mysticismus und zur Bibelreiterei hinneigte. Er fragte und antwortete immer nur in Bibelversen, hatte Erscheinungen von Geistern und Engeln, und überhaupt das Gehirn mehr als billig verdreht. Eine solche Richtung erregte immer entweder den Aerger oder den Spott der klaren Höfer, und bei Schmidts Gottlieb trat der letztere Wechselfall ein. Als einst der fromme Maurer bei Schmidts Vater in einem tiefen Keller arbeitete, schlich sich Gottlieb in eine verborgene Ecke desselben mit einem äußerst langen Stiefel,

welcher, als Sprachrohr gebraucht, wunderbare Töne von sich gab. Noch sonderbarer mußten diese jedoch in dem tiefen gewölbten Keller lauten. Es war eilf Uhr Vormittags vorüber und Schöffel hatte eben sein Mittagsmahl empfangen, gerade das Nationalessen der Höfer, gebratenes Fleisch und Erdäpfelklöse. Als der gottesfürchtige Maurer den besten Appetit zeigte, so rief plötzlich Gottlieb in seinen Stiefel mit tiefer Stimme:

„Ha - ba - kuk Je - re - mi - as Schöf - - - fel!“

Der Maurer stutzte und sagte halblaut:

„Höre ich nicht die Stimme des Herrn?“

Habakuk Jeremias Schöffel!

Zum zweiten Mal also! Ruft es noch ein Mal, so ist es richtig.

Habakuk Jeremias Schöffel!

ertönte es zum dritten Mal aus dem Stiefel. Da sank Habakuk auf die Kniee und sprach:

„Rede Herr, dein Knecht höret!“

Nimm die Schüssel und wirf sie an die Wand!

Der Befehl wurde sogleich vollzogen.

„Herr, was soll ich jetzt essen?“

Nun empfahl Gottlieb dem Maurer eine seltsame Speise, konnte jedoch das Lachen nicht mehr unterdrücken, und lief davon.

Der unglückliche Schöffel hatte den Schelm beim Lachen an der Stimme erkannt, wußte jetzt alles, und knirschte vor Zorn. Doch von Wirkung war die Kur: denn Schöffels Frau kam nach einigen Mo-

naten zu Gottlieb und dankte ihm mit Rührung, was er Gutes an ihrem Mann gethan. Wenn dieser in einem Wirthshause erschienen wäre, hätte es sogleich geheißen: „Ha - ba - kuk Je - re - mi - as Schöf---fel!“ Deßhalb gehe der Maurer schon lange in keine Schenke mehr, und habe sich nicht nur den Trunk, sondern auch viele Narrheiten abgewöhnt.

Während man in solcher Weise den Humor im Interesse der Menschenfreundlichkeit anwandte, ward er zuweilen auch benützt, um sich die Gläubiger vom Leibe zu halten. In Hof lebt ein Sattlermeister Karl Staffhorst, von mehrern Brüdern der älteste, welcher zu den Erheiterungen der Höfer manchmal ebenfalls einen Märtyrer-Beitrag leisten mußte. Eines Tages ging er nach dem Schlosse Neuhaus, 2 1/2 Stunden von Hof, um die Besitzer zu heischen, wie es im Voigtland heißt, d. h. um Zahlung zu mahnen. Wenn man die Burg von Weitem sieht, so starrt sie schauerlich mitten aus einem großen Wald empor, mit rauhen, ungeschlachten Steinmassen, wie ein verwittertes Uhunest, oder wenigstens wie der Aufenthalt irgend eines eigensinnigen Fuchsjägers. Die Bewohner, zwei Brüder vom Adelsstande, hatten bei der Ankunft Staffords entweder kein Geld, oder keine Lust zum zahlen, doch desto mehr gute Laune. Ohne sich verabredet zu haben, beschlossen sie, den Sattler über den eigentlichen Zweck seines Ganges nicht zum Wort kommen zu lassen. Der Manichäer intonirte höflich mit allgemeinen Redensarten: daß er nur über das Befinden der Herren Barone sich habe erkundigen wollen, vom fruchtbaren Wetter &c.

und wollte wie in den Laufgräben einer belagerten Festung seinem Ziele allmälig näher kommen. Aber bei jedem Schritt trat ihm einer der Schuldner als Kontremineur entgegen, und beide Brüder manövrirten so geschickt, daß der Sattler endlich ganz verblüfft wurde. Zu was er wollte, nur zum Heischen konnte er nicht kommen. Sei es, daß er in sein Schicksal sich ergab, oder sei es, daß er wenigstens während des Rückzugs Barmherzigkeit bei seinen Schuldnern zu erregen hoffte, genug er schickte sich nach langem Verweilen endlich zum Abmarsch an.

„Das sei ferne, daß ein so geachteter Besuch zu Fuß zurückgehe!" erklärte der jüngere Bruder und bestellte durch das Fenster das Anspannen.

Staffhorst dankte vergeblich. Ein alter langer Kasten ward aus dem Schupfen, vier ausländische Pferde wurden aus dem Stall gezogen. Nachdem der jüngere Bruder das linke der Vorderpferde und der ältere den Bock der Karrete bestiegen, ihr Schlachtopfer dagegen im Innern Platz genommen hatte, begann die Fahrt. Ein leichtes Schnalzen mit der Zunge setzte die vortrefflichen Renner in raschen Trab, der immer stärker wurde und durch die Ermunterungen der Führer alsbald in Galopp überging.

Nichts war für Bewegungen der Art geeigneter, als der Weg durch den Wald von Neuhaus nach Ködiz. An manchen Stellen zu schmal für einen breitern Wagen, müssen zwei Räder auf dem höher liegenden Fußweg laufen, während die beiden andern tiefer unten im Gleise gehen. Der Wagen erhält dadurch schon im Schritt eine kleine

Neigung zum Umfallen, und der Galopp ist ganz passend, dieselbe dem wirklichen Umschlagen zu nähern. Um die Fahrt für den Inhaber der Karrete noch angenehmer zu machen, wechselten in reicher Mannigfaltigkeit tiefe Löcher mit Felsstücken, die einen Theil des Wegs einnahmen, während öfters starke Wurzeln von Bäumen über die Höllenstraße wegliefen, welche durch ihre Elasticität dem Wagen eine Bereitwilligkeit zum Flug ertheilten.

Das Galoppiren der Wagenpferde wirkt an sich schon in der Art auf die Deichsel, daß bald die vordern, bald die hintern Räder in die Luft fahren. Auf unsrer musterhaften Kunststraße folgte jedoch dieser Wechsel mit einer Schnelligkeit und einer Stärke, welche dem unglücklichen Staffhorst das Blut aus den Wangen jagte. Inbrünstig bat er um Entlassung aus dem Kasten, oder wenigstens um Mäßigung des Laufs.

„Staffhorst beklagt sich, daß du zu langsam fährst,“ rief der ältere Bruder dem jüngern zu.

Louis setzte die Pferde nun in Karriere, die flüchtigen Renner bestrichen fast mit dem Leibe die Erde, und die Karrete machte Sprünge und Sätze, wie sie ein Seiltänzer kaum zu Stande gebracht haben würde.

Der Sattler flog von der Ecke des langen Kastens diagonal auf die entgegengesetzte Seite und schrie „Ach!“; leicht zurückgeworfen auf den frühern Sitz stöhnte er „Wehe“. Während die Todesangst im Steigen begriffen war, beschwor er die Fähremänner um Barmherzig-

keit: er gelobte nie mehr heischen zu wollen: er bot sogar den Verzicht auf seine Forderung an: allein alles umsonst: Louis verstand immer nur, die Fahrt gehe dem Sattler zu langsam. Als die Karrete durch die Felsenstücke und Baumwurzeln im Weg endlich verschiedene Courbaden gemacht hatte, wodurch der Manichäer wie der Fuchs beim Prellen sanft auf und nieder gleitete, so brach er aus Verzweiflung in ein so furchtbares Gebrüll aus, daß es der Landgerichts-Physikus von Naila, Dr. Schneider, welcher gerade von Hof nach Hause ritt, eine Viertelsstunde weit hörte.

„Staffhorst,“ fragte der Doktor, als er diesem nach einiger Zeit begegnete: „haben Sie das kannibalische Gebrüll in jenem Walde dort nicht gehört?“

„Ob ich's gehört? ich werde doch nicht gegen das taub sein, was aus meinem eigenen Mund geht? Aber Sie haben gut „kannibalisch“ sagen, wären Sie nur in der verdammten Karrete gesessen!“

Der Sattler erzählte nun, und der liebenswürdige Dr. Schneider gab seinen Bericht mit einer Laune wieder, daß die Höfer Monate lang Stoff für ihre Spöttereien hatten.

Während der gesellige Scherz den Geist erheiterte, gab die Jagd öfters Gelegenheit, durch eigenthümliche Naturgenüsse erhebend auf das Gemüth zu wirken. Sonnabends Nachmittags warf ich in der Regel die Flinte über und wanderte zu meinem Freund König nach Hallerstein. Der Ort liegt schon ziemlich hoch, und man genießt oben auf einer verfallenen Ruine eine weite Aussicht. Unmittelbar hinter

dem Dörfchen beginnen die schönen, geschlossenen Forsten unsers Fichtelgebirgs emporzusteigen, in deren Dunkel so manche überraschende Naturscenerie sich darbietet. Es gab in ihnen dortmals noch viele Rehe und Hirsche, denen man theils auf der Birsche, theils durch Treibjagd nachstellte. Ersteres geschah auch im Sommer, und Sonntags schritt ich an der Seite Königs lange vor Sonnen-Aufgang den schweigenden Wäldern zu. Schon die tiefe Stille und Ruhe derselben, in Verbindung mit dem schwankenden Farbenlicht, das in der Morgendämmerung seine Tinten in mahlerischer Pracht bald über diese, bald über jene Stelle ausgoß, ertheilte dem Gemüth eine poetische Stimmung: — wenn aber vollends die Vögel erwachten, um dem anbrechenden jungen Tag ihren Jubelruf zuzusenden, so schien das glühende Gebirg ein Altar der Schöpfung zu sein, welcher zum Morgengebet einlade. Sprang zuweilen auch noch ein Hirsch auf, so wurde die Scene so romantisch schön, daß sie Entzücken einflößte.

Dieß war manchmal so sehr der Fall, daß ich sogar das Schießen vergaß. Bei einem Treibjagen wies mir König einst auf einem Felsen meinen Stand an, welcher über Abgründe weit hinausragte. Ringsum lagen ungeheure Steinblöcke kühn über einander, an denen sich ein Bergwasser von den Höhen schäumend brach. Die wild erhabene Stelle nahm eine kleine Lichtung ein, die auf allen Seiten vom dichten Forst umgeben war. König gab mir absichtlich diesen Standpunkt, weil er wußte, daß aufgejagte Hirschen meistens durch jene Lichtung eilen. Es dauerte nicht lange, so hörte ich die Meute und kurz darauf das

Prasseln der dürren Zweige im Hochwald, welches die Anwesenheit eines starken Wildes anzeigt. Sogleich erschien auch ein schöner Edelhirsch in voller Vertheidigung, d. h. im gestreckten, pfeilschnellen Lauf. Die schlanken Gliedmassen waren so elastisch, daß sie kaum den Boden zu berühren schienen, und obgleich die wild durch einander liegenden Felsentrümmer die Flucht zu erschweren drohten, so setzte das scheue Thier doch mit eben so großer Behendigkeit, als Sicherheit von Block zu Block. Bald verschwand es in den Tiefen, bald erschien es wieder triumphirend auf einem Felsen-Ueberhang, bis es endlich in den Schatten des Forstes verschwand. Hingerissen von dem majestätischen Anblick und den reizenden Bewegungen des edlen Wildes, und versenkt in die unaussprechliche Schönheit der Gruppe, hatte ich nicht mehr an die Jagd gedacht, welche ich ohnehin mehr wegen ihrer launigen Zwischenvorfälle und des Naturgenusses, als um des Waidwerks willen liebte. Am Ende der Treibjagden nahmen die Jäger gewöhnlich in einer einsamen Dorfschenke Erfrischungen ein, und nun ergoß sich wieder die Fluth schelmischer Neckereien, für die mein unwaidmännisches Benehmen öfters die Zielscheibe abgeben mußte. Das Spiel der Laune ward um so ergötzlicher, als König aus Freundschaft zu mir gegen die klarsten Beweise des Augenscheins zu behaupten pflegte: „ich sei ein vortrefflicher Jäger und Schütze.“ Sonntag Abends kehrte ich nach Hause zurück, um am andern Tag wieder heiter an meine Geschäfte zu gehen.

Ich verlobte mich in Schwarzenbach mit der jüngsten Schwester meines Amtmanns, und meine Stellung ward dadurch noch angenehmer;

indessen der Trieb zu höherer Ausbildung regte sich in mir, und scheuchte mich bald aus meiner lieblichen Idyllenwelt hinweg. Durch die Ausübung der Rechtswissenschaft im Leben tritt man dem Volke näher, und lernt dessen wahre Lage kennen. Bald sieht man das Ringen mit unverdienter Noth, bald den Ausbruch unbeherrschter Leidenschaften, hier das schleichende Unrecht, welches unter der Hülle von Täuschung und List den Armen umstrickt, dort die ungezügelte Macht, welche ihre Gewalt mißbraucht. Als ich in meinem vielseitigen Wirkungskreis theils in das Innere des Familienlebens geführt, theils durch andere Berührungen mit dem Geschäftsbetrieb, den Sitten, der Gefühls- und Denkungsweise des Volkes bekannt gemacht wurde, so erwachte in mir eine Masse von Gedanken. Diese leiteten mich wieder auf tieferes Studium der Gesetze: denn die Beschaffenheit des Rechtszustandes schien mir auch auf Bildung und Sittlichkeit Einfluß zu haben, und ich wollte, um denselben zu ermitteln, die Rechtswissenschaft geistiger in mir verarbeiten.

Zweites Buch.

Zu Anfang des Jahres 1820 setzte ich die Gerichtspraxis der Vergleichung wegen auch noch in andern Aemtern einige Monate fort; dann zog ich mich jedoch nach Hof zurück, und erneuerte das Quellen-Studium des römischen Rechts. Längere Zeit beschäftigte mich diese Arbeit in äusserst angestrengter Art; doch Licht ward es allmälig in meinem Innern. Das Verhältniß der Grundsätze der Billigkeit zu dem strengen Recht erklärte mir meine Gefühle bei der Anwendung der Wissenschaft im Leben. Als ich zugleich bemerkte, wie die Gesetze mit der steigenden Freiheit der Völker menschlicher, und im entgegengesetzten Fall härter werden, so sah ich meine Vermuthung bestätiget, daß an dem Uebermaaß der Leidenschaften und der Rohheit des Volkes auch die Art der Gesetzgebung einen Theil der Schuld tragen kann. Mein Eifer zum theoretischen Studium ward dadurch noch mehr angespornt, und ich wandte mich jetzt demjenigen Theil der Wissenschaft zu, welcher bei der Anwendung im Leben am meisten angreift, dem Strafrecht.

Bei dem Eintritt in die Geschäfte fühlte ich mich überhaupt bald durch die Wahrnehmung verletzt, daß die Gesellschaft der Menschen im Staate mehr ein heimlicher, gegenseitiger Krieg, als eine wechselwir-

kende Unterstützung für gemeinsame Zwecke sei. Besonders schmerzlich fiel mir aber die Härte von Oben und vornehmlich durch grausame Strafgesetze. In der Amts=Registratur zu Schwarzenbach las ich sehr emsig in den aufbewahrten ältern Akten über die Kriminaljustiz, um den abweichenden Geist verschiedener Zeiten zu beobachten. Darunter fanden sich nicht nur viele blutige Fälle, wo die Folter eine Hauptrolle spielte, sondern auch eine Masse von Hexen=Prozessen. Wer seinen Feind verderben wollte, sann nur irgend ein abgeschmacktes Mährchen vom Verkehr desselben mit dem Teufel aus, und trug es vor Gericht. Es ist unbegreiflich, daß der menschliche Geist so tief sinken kann; indessen selbst die albernsten Erzählungen bewogen den Richter zur Einleitung des Strafverfahrens. Die Anklagen gingen öfters aus Familienhaß oder Parteiungen hervor; es fanden sich daher auch einfältige oder boshafte Menschen, welche als Zeugen zur Bekräftigung von Unsinn sich gebrauchen ließen, und nun erkannten die rohen Richter auf die peinliche Frage, d. h. die Folter. Der Schmerz preßte den Unglücklichen das Geständniß von allem ab, was man haben wollte, sohin auch von dem Umgang mit dem bösen Feind. Allein jetzt sollten die Angeklagten die Gestalt des Teufels und dessen Art sich auszudrücken, in allen Einzelnheiten genau beschreiben. Es kostete den erbarmungswürdigen Menschen sichtbare Mühe ein Wesen auszumalen, das nur in einer kranken Einbildungskraft leben kann; doch so lächerlich auch die Zerrbilder waren, welche die Drohung weiterer Folterqualen zu erzwingen wußte, die

unvernünftigen Rechtsgelehrten jener Zeit konnten auch nicht hierdurch zur Einsicht ihrer Thorheit gebracht werden.

Fühlte ich mich auch im Ganzen glücklich, daß die Strafrechtspflege jetzt ungleich menschlicher gehandhabt würde, so empfand ich gleichwohl über einzelne Überbleibsel der alten Barbarei lebhaften Schmerz, sowie mir auch das Ganze der Kriminalgesetzgebung eines Fortschrittes bedürftig zu sein schien. Um hierüber zur Klarheit zu gelangen, studirte ich die Theorie fortgesetzt in allen ihren Theilen, namentlich die verschiedenen Ansichten über den eigentlichen Zweck der Strafe. Der Ideengang führte mich von selbst auf den Begriff von Staat, und ich wunderte mich, daß man sogar diesem mehrere Auffassungsarten abgewinnen könne. Von der beliebten Lehre, daß der Staat ein Vertrag sei, fühlte ich mich nicht sehr angezogen, weil sie mir zu kalt zu sein däuchte. Nach meinen Gefühlen sollte man sich unter einem Volk eine innigere, heiligere Verbindung vorstellen, einen wahren Lebens-Organismus. Der Gedanke, daß dann jeder Staatsangehörige aus Bewußtsein und Willensfreiheit in dasselbe Verhältniß zu dem Ganzen tritt, wie das Glied eines organischen Leibes durch Naturnothwendigkeit, machte mir großes Vergnügen, und ich konstruirte hiernach den Staat. Dieß geschah in meiner ersten Druckschrift, welche ich im Jahr 1822 in Breslau ausarbeitete*). Nach 21 Jahren bin ich noch immer von der Rich-

*) Handbuch der Strafrechtswissenschaft, Breslau 1823. Es ist dieß dasselbe Buch aus dem oben S. 30 der eingerückte Gallimathias entnommen ist. Derselbe steht wirklich dort und zwar S. 20.

tigkeit jener Idee vom Staate überzeugt, und ich gedenke überhaupt der Sache, weil sie folgenreicher ist, als man vielleicht glaubt*). Wer das Volksleben von einer solchen Seite auffaßt, muß für die öffentlichen Angelegenheiten nothwendig eine erhöhte Theilnahme erlangen, und unfehlbar auf den patriotischen Gesichtspunkt geleitet werden.

Was nun allein der Zweck der Strafe sein könne, war mir sogleich sehr klar ..... **Nothwehr!** Auch diese Überzeugung, welche mich schon damals innig durchdrang, hege ich heute noch vollständig. Später erfuhr ich, daß Martin in Jena dasselbe Prinzip des Strafrechts gefunden hatte: mir war dieß bei der Entwicklung meiner Ideen unbekannt; große Freude machte mir demnach die Erfahrung, daß zwei Männer, ohne von einander zu wissen und vielleicht auf verschiedenen Wegen, zu gleichen Ergebnissen der Forschung gelangten. Ich muß auch dieser Thatsachen erwähnen, weil die Auffassung der Strafe als Nothwehr durch ihre Einflüsse auf die Kriminalgesetzgebung sehr wichtige Folgen nach sich zieht. Später werde ich mich hierüber näher erklären.

---

*) Mein Handbuch der Strafrechts-Wissenschaft hat keinen solchen Werth, daß es Aufbewahrung verdiene. Die Entwicklung der Idee vom Staat schien mir aber jetzt noch so eigenthümlich und selbst wahr zu sein, daß ich dieselbe in meinen gesammelten Schriften Seite 7 bis 8 aufnahm. In den gesammelten Schriften (Verlag des literarischen Instituts in Emmishofen) erscheinen die Aufsätze und Abhandlungen, auf welche ich mich in dem gegenwärtigen Werk beziehen muß, und die nur in längst vergriffenen Zeitschriften oder Büchern stehen.

Die Verehelichung mit meiner Braut hatte im Jahre 1821 statt gefunden, und ich lebte fortan nur im häuslichen Kreise, ohne irgend eine Gesellschaft zu besuchen. Schriftstellerische Arbeiten blieben bis zum Frühjahr 1823 meine einzige Beschäftigung. Der Anfang unsrer Ehe war dem Leben des Armenadvokaten Siebenkäs, anbelangend den Geldpunkt, zwar so ähnlich, wie ein Ei dem andern; gleichwohl waren wir zufrieden. Im März 1823 wandte ich mich aus ökonomischen Bedürfniß und aus Neigung wieder der Praxis zu, indem ich bei dem berühmtesten Sachwalter in Baireuth, vormaligen preußischen Regierungsassessor Keim, eine Stelle als Mitarbeiter annahm. Mein Freund und Kollege, wie wir uns später zu nennen pflegten, schien Anfangs keine große Vorstellung von meinen Kenntnissen gefaßt zu haben: gleichsam zur Probe schickte er mir drei verschiedene Aktenbände, wovon der erste einen sehr einfachen, der zweite einen ziemlich schwierigen und der dritte einen überaus verwickelten Rechtsfall betraf. Keim bemerkte mir daher in seinem Begleitungsschreiben, daß ich den letztern ohne Anstand unbearbeitet zurückgeben könne. Mein Freund irrte sich: die schwierige und wichtige Streitsache betraf die Verhältnisse der vormaligen Reichsritterschaft zur landesherrlichen Gewalt, also einen Gegenstand des ältern deutschen Rechts, welches uns Posse so vortrefflich gelesen hatte. Mit Liebe bearbeitete ich deßhalb diese Akten zuerst, und zwar die Replik auf die Exceptionshandlung des Fiscals. Nach sehr kurzer Zeit übersandte ich die ziemlich große Arbeit, mit den beiden andern, und von Stunde an war meine Stellung zu Keim äußerst angenehm.

Da er gerade in einem Bau begriffen war, so überließ er mir an der obersten Leitung seiner gesammten, weitberühmten Praxis einen bedeutenden Antheil, indem nur die Abwartung der Tagsfahrten bei den Gerichten ihm ausschließend vorbehalten blieb. Allmälig fielen mir die Rechtserörterungen in höhern Instanzen, und überhaupt die schriftlichen Arbeiten von Bedeutung vorzugsweise zu. Der wichtigste und größte Theil der Geschäfte waren die Prozesse gegen den Fiskus, von denen wir hunderte führten, und da diese stets nur schriftlich verhandelt wurden, so fand meine Freude an bedeutendern praktischen Rechtsfällen reichliche Nahrung. Eine ganze Masse von Prozessen mit feinen und verwickelten Rechtsfragen ging nun Jahre lang durch meine Hände, und da der scharfsinnige Keim alle meine Arbeiten sogar noch strenger prüfte, als früher mein Amtmann, so machte das auffallende Zusammentreffen unsrer Urtheile unser gegenseitiges Verhältniß noch inniger und angenehmer.

Die Dornen der Siebenkäsischen Zeit hatten in Folge eines guten Einkommens nunmehr mit Blumen- und Fruchtstücken gewechselt, wozu theils die liebliche Gegend, theils die heitern Gesellschaften von Baireuth reiche Beiträge lieferten. Auch in der Hauptstadt unsers kleinen Landes wurde der Humor sehr geliebt, und wenn man es darin den überlegenen Höfern zwar nicht ganz gleich thun konnte, so ward doch mancher ergötzliche Auftritt ermittelt. Anstatt vornehmer Belustigungsörter oder geschlossener Kreise versammelten sich auch die Gebildeten lieber in kleinen niedlichen Schenkstübchen bei den Bäckern oder

sonst einem Bürger, wo in reinlichem, glänzendem Zinngeschirr das Malzgebräude dargeboten wurde. Das Getränke war nach dem Ausspruch der Sachverständigen ganz vorzüglich, und so klar, daß man noch bei halbgefülltem Gefäße den blinkenden Boden sah. Deßhalb vermochten selbst sehr ernsthafte Männer nicht immer, bei der Stillung des Durstes es bewenden zu lassen. Ich überzeugte mich einst ziemlich anschaulich davon. Zwei Brüder, beide angesehene Bürger, pflegten stets nur zusammen in Gesellschaft zu gehen, und aus Einem Becher zu trinken. Wenn die erste Füllung erschien, so ward das Gefäß lange hin und her geschoben, weil jeder Bruder aus Zärtlichkeit dem andern die Initiative anbot. Beide gaben während dieses Kampfes der Höflichkeit verschiedene Zeichen von sich, welche auf eine große Ungeduld schließen ließen, den ersehnten Becher an die Lippen zu bringen, und so griff denn endlich einer durch. Wenn nun das Geschirr an seinem Munde hing, so gleiteten die Fluthen mit einer reißenden Schnelligkeit die Kehle hinab, und Augen wie Gesichtszüge des Trinkers nahmen den Ausdruck des Entzückens an. Während der Selige den Humpen fortwährend wie eine Pumpe handhabte, sah ihm der andere Bruder starr ins Antliz und machte mit der Zunge Bewegungen, welche die Vorfreude auf das bevorstehende Vergnügen bei der Ablösung ausdrückten. So lange der Becher auf der Wanderung zum neuen Füllen begriffen war, unterhielten sich beide Brüder unter einander oder mit der übrigen Gesellschaft über den großen Nutzen der eben erst entstandenen Mäßigkeitsvereine, und empfahlen solche sehr angelegentlich ihren

Mitbürgern. Humpen auf Humpen folgten, und immer länger hingen sie an den Lippen der Glücklichen: das Antliz glühte, die Aeuglein blinzelten, die Zunge begann bei Empfehlung der Mäßigkeit etwas zu lallen. Endlich faßten sich die zärtlichen Brüder fest bei dem Arm, um den Rückzug anzutreten. Ihr Gang glich einigermaßen einem lavirenden Schiff, und wollte darum bald nach der einen, bald nach der andern Seite von der geraden Linie bedeutend abweichen. Als sie im besten Segeln waren, kam ihnen ein Bauer entgegen, welcher die Güte des Malzgebräudes an einem andern Ort untersucht hatte, dadurch aber in eine Verfassung gerathen war, daß er über die Lehre der Kegelschnittslinien Vorlesungen zu halten schien. Durch die Hyperbel bei dem Bier erlangte sein Gang zuerst eine parabolische Richtung; dann folgten verschiedene Fahrer in grader Linie und diese drohten den Mathematiker mit dem Boden in Berührung zu bringen. Doch mit jener seltenen Geschicklichkeit, welche den betrunkenen voigtländischen Bauern eigen ist, wußte unser Freund durch seinen langen Stecken immer wieder den verrückten Schwerpunkt ins Gleichgewicht zu setzen. Auf dem Haupte trug er, wie alle seine Standesgenossen im Baireuthischen, einen flachen, dreispitzigen Hut, von den Spöttern, ich weiß nicht warum, gemeiniglich die Rennspindel genannt. Bei dem Übereinandersetzen der Beine, bei heftigen Fahrern und Annäherungen zum Boden bewegte sich die Rennspindel gleich einem Kreisel und gab dem Säufer endlich ein äußerst lächerliches Ansehen, weil sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Hauptes glitt.

Als der Landmann an unserm Brüderpaar vorüber steuerte, bemerkte einer der letztern:

„Der hat auch nicht übel aufgeladen!“

und riß gleichzeitig seinen brüderlichen Stützpunkt etwas zu weit links.

„Was sich doch unsere Bauern dem Trunk ergeben!“

klagte der andere, und wankte rechts.

„Unsere Freunde haben des Guten etwas zu viel gethan,“

rief mir leise ein nachkommender Bürger nicht minder lallend ins Ohr, und die Gesellschaft, der ich bald darauf meine Beobachtungen mittheilte, lachte so lange darüber, daß wir fast auch in Verfassungen gerathen wären, wie die geschilderten.

Über dem fröhlichen Scherz im Kreise von Freunden und Bekannten wurde übrigens keineswegs der Ernst vergessen: die Unterhaltung verbreitete sich vielmehr über wissenschaftliche Gegenstände, wie die öffentlichen Angelegenheiten, und war häufig so belehrend, daß die Bürger unsre Gesellschaften sehr eifrig aufsuchten. Man besprach in Baireuth die Staatszustände gerne und zwar immer mit einer würdigen Freimüthigkeit. Dadurch theilte sich auch den Bürgern ein höheres Selbstgefühl mit, und die Stellung derselben zu den Beamten wurde sehr anständig.

Fast noch größeres Vergnügen, als die geselligen Erheiterungen, gewährten mir meine Berufsgeschäfte, weil ich durch ihre große Ausdehnung nun Gelegenheit erhielt, die Volkszustände im Innersten kennen zu lernen. In den meisten Kreisen von Baiern führten wir Pro-

zesse, und gemeiniglich betrafen sie wichtige Gegenstände. Auch in die Politik spielten sie öfters hinüber, da sie entweder aus den Kriegsjahren her, oder in Folge von Territorialveränderungen anziehende staatsrechtliche Fragen zum Vorwurf hatten.

Je mehr ich aber in das innere Triebwerk der Staatsregierung, die Grundsätze der Verwaltung und den Geist der Rechtspflege eindrang, desto mehr sah ich mich in meinen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht. Nach meiner Ansicht vom Staate sollten die obersten Leiter desselben ihre Zwecke nie von jenen des Ganzen trennen, sondern ausgerüstet mit Weisheit und sittlicher Güte nur nach der Wohlfahrt des Volkes streben. Statt einer solchen öffentlichen Moral trat mir in unsrer ausgebreiteten Praxis vor allem ein System der Fiscalität entgegen, welches mich unsäglich verwundete. Wenn der Rechtsanspruch eines Privatmanns an den Staat auch noch so klar vorlag, so bewilligte ihn das Finanz-Ministerium doch niemals in der Güte, sondern ließ es auf den Prozeß ankommen, um den Gegner zu ermüden, zu entkräften, und wo möglich um sein Recht zu bringen. Unter äußerst vielen Fällen der Art, will ich des Beleges halber nur einen erzählen.

Die Bewohner des Kammeramts-Bezirks Baireuth hatten den preußischen Truppen vor Ausbruch des Krieges von 1806 theils Lebensbedürfnisse, theils Futter und Stroh nach einem vertragsmäßigen Anschlag für Geld geliefert. Ihre Rechnung war bei dem Kammer-Kollegium eingegeben, von diesem geprüft und zur Zahlungs-Anwei-

sung nach Berlin gesendet worden. Schon war letztere in Baireuth angekommen, und sollte eben in Vollzug gesetzt werden, als durch einen Eilboten plötzlich der Befehl eintraf, wegen des nahe bevorstehenden Kriegs vorübergehend alle Baarschaft der öffentlichen Kassen in das Innere von Preußen abzuliefern. Die Zahlung unterblieb deßhalb; allein im Tilsiter Frieden übernahm Napoleon die Tilgung aller Verbindlichkeiten, welche die Krone Preußen in der Eigenschaft als Landesherr der abgetretenen Gebiete gegen Private eingegangen hatte. Durch den Staatsvertrag mit Frankreich über die Besitzergreifung von Baireuth vom Jahr 1810 verpflichtete sich dagegen Baiern zur Erfüllung aller jener Obliegenheiten.

Völlig klar lag es also vor, daß die baierische Staatsregierung die bemerkte Lieferungs-Forderung Baireuthischer Gemeinden zu bezahlen verpflichtet sei; gleichwohl ward die Erfüllung dieser heiligen Verbindlichkeit aus den frivolsten Gründen verweigert. Gegen acht Jahre lang hatte man die rechtmäßigen Gläubiger bereits herumgezogen und schon wollten diese aller Hoffnung auf Befriedigung entsagen, als am 26. Mai 1818 die Verfassungs-Urkunde verkündet, und hierin dem Fiskus die Verbindlichkeit auferlegt wurde, in allen privatrechtlichen Ansprüchen bei den Gerichten Recht zu nehmen. Die Bauern im vormaligen Kammeramt Baireuth waren freilich so albern, daß sie sich noch viele Jahre vom Finanz-Ministerium am Narrenseil herumführen ließen; doch endlich gaben sie dem Regierungs-Assessor Keim zu Baireuth den Auftrag zur Erhebung der Klage. Bevor sie zu dem letzten Schritt sich ent-

schlossen, stellten die Gläubiger bei der Regierung den Antrag, daß sie bei freiwilliger Zahlung ihr Guthaben von ungefähr 30,000 fl. oder darüber den Gemeinden schenken, und damit Löschgeräthschaften anschaffen, sowie andere gemeinnützliche Einrichtungen treffen wollten. Auch einer solchen patriotischen Gesinnung gegenüber, verweigerte das Finanz-Ministerium die Erfüllung seiner rechtlichen Verbindlichkeiten, und es blieb sohin bei dem Rechtsweg.

Als die Klage von dem Appellationsgericht in Bamberg dem Fiskus zur Beantwortung mitgetheilt worden war, erstattete das Generalfiskalat dem Finanz-Ministerium Bericht, und erklärte darin, daß die vorliegende Klage vollkommen rechtlich begründet sei, und daß die Fiskale nicht wissen, was sie gegen so klare Ansprüche einwenden sollen. Jetzt erst ertheilte man der Regierung in Baireuth den Auftrag, mit den Klägern einen Vergleich zu versuchen. An 14 oder 15 Jahre hatte der bairische Staat rechtmäßige Gläubiger um die Benützung eines bedeutenden Kapitals, sohin um Zinse gebracht, welche bereits die Hälfte des Grundstocks überstiegen; gleichwohl suchte er jetzt noch sogar am Kapitale abzuzwacken. Die Bauern waren sehr unentschlüssig, ob sie den gebotenen Vergleich annehmen oder ablehnen sollten, und fragten ausser vielen andern Sachverständigen auch mich um mein individuelles Urtheil. Etwas zu kühn, und voll von Vertrauen auf die bairischen Gerichtshöfe, deren Unparteilichkeit und rühmlichen Selbstständigkeitssinn ich in den fiskalischen Prozessen so oft erfahren hatte, rieth ich den Landleuten, kein Opfer von Bedeutung zu bringen. In der That zer-

schlugen sich auch die Vergleichsunterhandlungen, und der Rechtsstreit behielt seinen Lauf.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als nach dem Schlusse der Akten das Urtheil des Appellationsgerichts den Klägern keineswegs günstig war. Die Berufung an die zweite und letzte Instanz in fiskalischen Prozessen, das Oberappellationsgericht, wurde mit aller Sorgfalt ausgearbeitet. Doch dieser Gerichtshof sprach die Unzuständigkeit bairischer Richter in der vorliegenden Streitsache aus. Als Entscheidungsgrund war angeführt, daß es sich um die Rechtsfrage handle, ob die Krone Preußen oder Baiern die Lieferungsforderung der Kläger zu bezahlen schuldig sei, und daß die bairischen Gerichtshöfe nicht auf eine Erörterung sich einlassen dürfen, welche wenigstens indirekt über Verbindlichkeiten fremder Kronen absprechen könnte.

Solches Urtheil war unzweifelhaft unrichtig, wie seine nothwendigen Folgen klar beweisen. Die bairische Regierung hätte nämlich jetzt nur jeder Anforderung die Einrede entgegensetzen dürfen, daß eine fremde Krone die Schuldnerin sei, um dem Rechtszwang zu entgehen. Mochte der Einwand auch noch so frivol sein, nach dem Ausspruch des Oberappellationsgerichts durften bairische Richter Grund oder Ungrund desselben nicht untersuchen, und so wäre denn die Vorschrift der Verfassungs-Urkunde, daß der Fiskus in allen privatrechtlichen Streitigkeiten bei den Gerichten Recht nehmen müsse, thatsächlich aufgehoben gewesen. Die bairischen Justizstellen konnten freilich nicht über Rechte oder Verbindlichkeiten einer fremden Krone absprechen, allein sie durften

und mußten untersuchen, ob die Lage der Verhandlungen eine Verbindlichkeit der bairischen Regierung nachweise, und ob also die Einrede des unrichtig gewählten Beklagten grundlos oder gar frivol sei. Und da alles dieß wirklich der Fall war, so lag es sowohl in der Befugniß, als der Pflicht der Gerichte, gegen den Fiskus nach Ordnung Rechtens zu verfahren.

Das war so klar, wie der Tag; indessen was halfen mir alle meine Erörterungen den verblüfften Bauern gegenüber, welche hinter den Ohren krazten und meinten: man hätte den Vergleich eben annehmen sollen. Glücklicherweise gab es noch einen Weg zur Rechtsverfolgung in dem gegebenen Fall, nämlich die Berufung an den Bundestag. Dieser hat nach seiner Formationsakte ein Austragsgericht oder eine Austrägal-Instanz zu ernennen, wenn zwischen zwei Kronen eine privatrechtliche Verbindlichkeit streitig ist. Sofort wurde denn eine Denkschrift nach Frankfurt am Main abgefertiget, worin die Sachlage bündig, doch klar und nachdrucksvoll dargestellt, und um die Einschreitung der Bundesversammlung im angegebenen Sinn nachgesucht wurde.

Sei es nun, daß der Bevollmächtigte des Berliner Hofes bei dem Vortrag sein gerechtes und mehr oder weniger entrüstetes Befremden über das Verfahren des Münchner Kabinets aussprach, oder sei es daß der bairische Gesandte aus eigenem Antrieb auf die bedenklichen Folgen der Verletzung klarer Staatsverträge aufmerksam machte, kurz es gelangte an die Regierung in Baireuth plötzlich der Befehl, unsern Klienten ihre volle Forderung ohne allen Abzug bei Heller und Pfennig

auszuzahlen. Es schien sogar eine kurze Frist zur Einsendung der Empfangs-Bescheinigung vorgesteckt worden zu sein: wenigstens eilte die Finanz-Kammer sichtbar, des Geldes nur los zu werden. So wurde denn das Recht doch noch siegreich durchgefochten. Belustigend war übrigens dabei das Benehmen des Insinuations-Mandatars, eines Advokaten und Doktors der Rechte, welchen wir vorschriftsmäßig am Sitze des Bundestags aufstellen mußten. Dieser hatte bei der Sache nichts weiter zu thun, als die schriftlichen Verfügungen, welche ihm ein Bote der Bundes-Kanzlei überbrachte, mit einer Adresse an Advokat Keim in Baireuth versehen zu lassen und auf die Post zu senden. Zwei Mittheilungen waren ihm zugekommen: die eine, daß unser Antrag eingelaufen, und die andere, daß nach einer Anzeige des bairischen Gesandten die Angelegenheit durch Zahlung erlediget sei. Für das Adressiren beider Erlasse und den Gang seines Bedienten auf die Post forderte nun unser bescheidene Insinuations-Mandatarius nicht nur Zurückbehaltung des gesammten Vorschusses von 20 fl. oder darüber, sondern auch noch ein ansehnliches Geschenk, weil die wichtige Rechtssache so schnell und glücklich beendiget worden sei.

Als unsre Bauern das Geld sahen, behielten sie es natürlich auch, und dachten nicht mehr an Verwendung desselben zu gemeinnützigen Zwecken. So brachte denn die bairische Regierung mehrere Gemeinden um wohlthätige Einrichtungen für das öffentliche Bedürfniß.

Wie gegen die Lieferungspflichtigen im Kammeramt Baireuth eben so benahm sich das Finanzministerium in München auch gegen viele

andere Private in ihren rechtlichen Ansprüchen an den Staat, und es war jenes Verfahren überhaupt Grundsatz der bairischen Regierung. Zum Beweise will ich doch noch einen Fall erzählen, weil er ganz besonderes Unheil stiftete.

Die Abgaben sind, wie in allen oder den meisten Provinzen Deutschlands, auch in Baiern sehr groß, und werden hier insbesondre durch die Verbindung mit den Lasten des Grundverbandes äusserst drückend. Als Gegenleistung für letztere haben die Bauern in manchen Gegenden die Rechstreu nach ihrem Bedürfen unentgeldlich aus den Staatswaldungen zu beziehen. Der Willkür und des Mißbrauches der Gewalt gewöhnt, verweigerte das bairische Finanz-Ministerium auf ein Mal auch die fernere Abgabe der bemerkten Gegenreichniß. Ich gebe gerne zu, daß die Aufhebung oder Beschränkung des Streurechens im Interesse der Forstkultur zu wünschen war; allein eine Regierung, welche vor dem Rechtszustand Achtung hat, sollte die Verbesserung auf dem Weg der Gesetzgebung, sohin mit Zuziehung der Stände, oder im Vergleichsweg, und in beiden Fällen nur gegen Entschädigung der Berechtigten durchzuführen suchen. Die gewaltthätige Vorenthaltung der Rechstreu versetzte dagegen ungemein viele Gemeinden in bittern Schaden, und veranlaßte eine Masse von fiskalischen Prozessen, welche den einen oder den andern Kläger vielleicht gänzlich zu Grunde richteten. Ich könnte noch eine Masse anderer Fälle anführen, wo die bairische Regierung ihren Mangel an Achtung vor dem Rechtszustand und ihr leidiges System der Fiskalität ohne alle Scheu zur Schau trug; indessen der

große Umfang meiner Materialien zur Staats-Kritik verweist mich auf Kürze in den Einzelnheiten.

Unter allen Zweigen der Staatsverwaltung war in Baiern vielleicht keiner in einem üblern Zustand, als die Rechtspflege. Ich meine hier nicht bloß die Prozesse von Privaten gegen den Staat, sondern den Gang der Justiz in den bürgerlichen Streitigkeiten überhaupt. Nicht genug, daß die bair. Regierung in Beziehung auf die Verbesserung der Prozeßgesetzgebung mit dem Geiste der Zeit nicht fortschreiten wollte, so drängte sie einzelne Kreise auch gewaltsam zum Rückschritt. Im Baireuthischen befand man sich z. B. bei der preußischen Gerichtsordnung ziemlich wohl, welche unter andern den Grundsatz aufstellte, daß das materielle Recht vor den bloßen Formen den Vorzug verdiene, daher nicht durch allzustrenge Fristen und Rechtsnachtheile gefährdet werden dürfe. Darum konnten die Parteien durch Nachläßigkeiten oder Irrungen ihrer Anwälte oder der instruirenden Richter keineswegs um ihr Recht gebracht werden. Dessen ungeachtet stand als zweiter Grundsatz an der Spitze jener Gerichtsordnung, daß die Prozesse der Regel nach binnen Jahresfrist in allen Instanzen entschieden sein sollen. In der seltsamen Meinung, daß die altbairischen Einrichtungen weiser seien, als jene in andern deutschen Ländern, hob die Münchner Regierung nach der Besitzergreifung von Baireuth auch die preußische Gerichtsordnung auf, und führte die ihrige ein, welche dem veralteten gemeinen Prozeß nachgebildet ist. Dieselbe hat äusserst strenge peremtorische Fristen, und läßt insbesondre nicht die Anführung neuer Thatsachen in der Beru-

fungs=Instanz zu, was nach der preußischen Gerichtsordnung, wie nach der französischen erlaubt ist. Bei solchen Grundsätzen waren die Parteien ganz schutzlos von der Willkür oder den Fähigkeiten ihres Sachwalters oder des gerichtlichen Instruktions=Kommissärs abhängig. Uebersahen diese eine Thatsache, oder führten sie solche nicht an, weil sie dieselbe für unerheblich hielten, so war die Partei, wenn die Entscheidung wirklich davon abhing, unwiderruflich verloren. Sie hatte zwar den Rückgriff oder Regreß an den Anwalt; allein man muthete ihr die Beweisführung zu, daß ohne den begangenen Fehler der Prozeß gewonnen worden wäre. Abgesehen aber auch hievon, so war das Ausklagen eines Advokaten wegen des unabsehbaren Endes des Rechtsstreites ein Trost, welcher in bittere Ironie umschlug. Gleichwohl bestand man streng darauf, daß den Rechtsuchenden gegen die Versäumnisse ihrer Sachwalter nur im Falle deren Zahlungs=Unfähigkeit Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bewilliget werden darf. Mir kamen traurige Fälle der Art vor, und wir wurden noch gestraft, wenn wir im Wege der Restitution zu helfen suchten. Bei den Prozessen gegen den Staat, in denen die Regierung nur ein Mittel suchte, ihrer rechtlichen Verbindlichkeiten unentgeldlich ledig zu werden, zeigte sich das in Rede stehende Gebrechen vorzugsweise in abschreckender Art. Die Fiskale lauerten auf jeden Mißgriff des gegnerischen Anwaltes, um damit den Staat auf Kosten armer Rechtsuchender zu bereichern.

Durch eine solche Strenge suchte die bairische Gerichtsordnung Abkürzung des Rechtsverfahrens, also Beschleunigung der Entscheidung

zu erzielen. Was aber vollends lächerlich war, ist die Thatsache, daß die Prozesse gerade nach der bairischen Verfahrungsart gar kein Ende nehmen. Einen Rechtsstreit 12 bis 14 Jahre und noch länger hinzuziehen, ist eine Kunst, welche sehr leicht gelernt werden kann; ja wenn die eine Partei nicht will, kann ein Prozeß nach jenem Verfahren kaum je entschieden werden. Die Erfahrungen, welche ich in dieser Beziehung machte, sind entsetzlich, und flößten mir im buchstäblichen Sinn des Worts oft Schauder ein: denn man mußte Familien oder Geschäfte geradezu verderben sehen, weil sie nicht zu ihrem Recht gelangen konnten. Welcher Abstand war dieß von der preußischen Justiz? Dort konnte man das Versäumte seiner Zeit wieder nachholen, dort wachten die Richter über die Rechte der Parteien, und gleichwohl sollte der Prozeß binnen Jahresfrist in allen Instanzen entschieden sein. Man hat gut einwenden, daß diese Verordnung nur auf dem Papier gestanden, ihre Ausführung hingegen unmöglich gewesen sei: — sie wurde allerdings sehr strenge beobachtet. Die aktenmäßigen Beweise hierüber finden sich in der Abhandlung über den Zustand der Rechtspflege in Baiern, welche in meine gesammelten Schriften aufgenommen ist. Mit Erstaunen wird man dort sehen, daß im Fürstenthum Baireuth im Jahr 1804 unter 909 anhängigen Prozessen nur 26 überjährige waren, und daß im Wesen ein gleiches Verhältniß ohne Ausnahme von 1798 bis zum Jahre 1808 sich behauptete, wo schon französische Verwaltung eingetreten war.

Um das Elend der Rechtspflege ganz überschwenglich zu machen,

zeigte sich die Fiskalität der bairischen Regierung auch in den Grundsätzen, welche sie in Beziehung auf die Gerichtssporteln befolgte. Diese wurden als eine Finanzquelle angesehen, und mußten von den Parteien schon während des Prozesses vorschußweise bezahlt werden. Durch die Unsterblichkeit der Prozesse und die übertriebene Masse von prozeßleitenden Dekreten, Protokollen, Zwischen-Urtheilen, Remonstrationen, Berufungen u. s. w. häuften sich die Sportel-Beträge, auch bei scheinbar geringern Ansätzen, übermäßig an, und saugten das Volk unbeschreiblich aus. Endlich wurden sie mit einer Gierde und Rücksichtslosigkeit eingetrieben, welche mit den Pflichten der Humanität in schreiendem Widerspruch standen.

Ich sah alle diese Leiden des Volkes vor Augen, und hörte täglich die bittern Seufzer, ja oft das Jammergeschrei der Rechtsuchenden. Klar lagen die Ursachen des Uebels und die Mittel zur Abhülfe vor, und ich meinte, man dürfe nur die Regierung auf beide aufmerksam machen, um dem Elend sofort abzuhelfen. Tief betrübt über den Zustand der Dinge, setzte ich mich daher bei meinen überhäuften Berufsgeschäften halbe Nächte hin, um der Regierung in einer besondern Druckschrift über den Zustand der Rechtspflege Licht zu geben*). Mit Wärme schilderte ich die wahre Lage der Dinge, und flehte um Ab-

*) Meine Beiträge zur Revision der bürgerlichen Prozeßgesetzgebung. Baireuth 1826. Bruchstücke des Buchs, so weit sie der Aufbewahrung werth erscheinen, namentlich die Abhandlung über den Zustand der Rechtspflege in Baiern, sind in meinen gesammelten Schriften S. 9 und flgd. eingerückt.

hülfe. Jedes Wort meiner Darstellung beruhte auf strenger Wahrheit und konnte aktenmäßig erwiesen werden, nicht in einem Jota fand eine Übertreibung statt, ja diese wurde absichtlich so sehr vermieden, daß ich die elende Justiz noch milder darstellte, als sie eigentlich wirklich beschaffen war. Dabei blieb meine Sprache im äußersten Grade ruhig und mäßig, vielleicht zu nachgebend, und voll von Wohlwollen für die Staatsregierung. Ich hegte in jener Zeit, trotz vieler bedenklicher Anzeichen, entschiedenes Vertrauen zu ihr, und rief aufrichtig aus: „daß dieselbe nur das Gute wolle, also auch dem Volk endlich die Wohlthat einer guten Rechtspflege gewähren werde.“

Was war das Ergebniß meiner Anstrengung? Die Regierung lachte mich aus! Alle Vernunftgründe und alle Ergießungen eines fühlenden Herzens zeigten sich vergeblich: es war gerade so, als wenn man tauben Wänden vorgepredigет hätte. Da setzte sich die erste Bitterkeit in mir an, und ich faßte den Gedanken, mich aus dem Buch der Geschichte und den ewigen Gesetzen des Bildungsganges zu belehren, ob es in den Kräften einer Regierung stehe, gegen die Leiden ihres Volkes dauerhaft sich zu verhärten, und den Forderungen der Gerechtigkeit bleibend sich zu widersetzen? —

Wenn der menschliche Geist einmal zur bildenden Thätigkeit angeregt ist, so sucht er sich öfters nach verschiedenen Seiten zugleich zu entwickeln. Mitten in meinen rechtswissenschaftlichen Beschäftigungen fand ich mich daher auf ein Mal zu Shakespeare hingezogen, welchen ich sehr fleißig studirte. Seine tiefe Einsicht in die Geheimnisse des

menschlichen Herzens erregte schon damals meine Bewunderung: später stieg diese indessen noch höher, als eigene Leiden die Größe des Seelenmalers mir noch mehr offenbarten. Von den Ausflügen in fremde Literatur und Geschichte kehrte ich gerne bald zu den heimischen Zuständen zurück, und so folgte auf den Umgang mit Shakespeare ein erneuertes Studium Jean Pauls. Schon mehrere Jahre früher war ich lange in ihn versunken gewesen: denn für uns Voigtländer hat der Unsterbliche einen doppelten Reiz, da in seinen Schöpfungen so viele Anspielungen und Wendungen vorkommen, welche unsern Eigenheiten entnommen und andern Lesern weniger gegenwärtig sind. Der große Dichter lebte noch mehrere Jahre, als ich meine Praxis in Baireuth antrat, ich sah ihn sehr häufig, und erfreute mich an dem klaren, blauen Auge und dem offnen, eben so schönen, als geistreichen Antliz. Siebenkäs, Hesperus und Titan, welche ich vorzüglich liebte, wirkten auf mich, wie ich es von der Harmonie der Sphären ungefähr mir vorstelle, d. h. sie erweckten in mir große Entschlüsse, und eine geheimnißvolle, unüberwindliche Sehnsucht nach Thaten.

Meine auswärtigen Konsultationen gaben mir öfters Gelegenheit zu kleinen Reisen, welche stets zu Pferde gemacht wurden, und zur Bereicherung meines Gemüths, wie meiner Erfahrungen dienten. Das Fichtelgebirg mit seinen Stabhämmern, Pochwerken und Hochöfen hatte für mich noch von der Kindheit her einen zarten, poetischen Reiz: gedankenvoll sah ich oft in die blendenden Gluten des Schmelzofens, während der schrillende Ton des Gebläses und der frische Takt der

Hämmer behaglich an mein Ohr schlugen. Oefters kam ich nun am Fuße des Ochsenkopfs und Schneebergs meinen lieben Hüttenwerken nahe, und vernahm mit Lust schon von ferne ihre unruhige Thätigkeit: zuweilen überschaute ich dagegen auf der Spitze beider Berge unser kleines Ländchen, und jetzt schon wollte manchmal die Frage hervordringen: „wirst du, meine Heimat, einst wieder den Bestandtheil eines mächtigen, deutschen Reiches bilden?“

Die häufigen Geschäftsreisen machten mich mit den Volkszuständen noch vertrauter: denn viele Landleute suchten mich auf, um in ihren Rechtsangelegenheiten mein Urtheil zu erfahren. Es war dieß kein amtliches Verhältniß: die Leute hatten eben Vertrauen zu mir, und ich gab ihnen meinen Rath ohne Interesse, ohne irgend eine Gegenleistung, aus bloßer Theilnahme. Nur Schade, daß man bei dem Zustand der Rechtspflege selten trösten, und bei dem Unglauben der Bauern mit Erfolg vom Prozessiren nicht abrathen konnte. Wo der Rechtsweg nicht eine gebieterische Nothwendigkeit war, warnte ich immer eindringlich davor; manche berücksichtigten allerdings den Rath, die meisten sagten mir dagegen später mit Betrübniß: „ach wenn ich Ihnen gefolgt hätte.“

Auch über die Art der geistigen Thätigkeit in den untern Ständen wurde ich durch die vielen Berührungen mit denselben so ziemlich klar, und ich entdeckte zu meinem Erstaunen in Gesellschaften wirkliche Laune, wo man sie nicht hätte suchen sollen. Es giebt eine Art, mit den Massen zu verkehren, wodurch man deren Vertrauen erwirbt und doch

die nothwendigen Schranken aufrecht erhält, welche Verschiedenheit der Bildung und der Stellungen im Leben auch in den freiesten Staaten erheischen. Man lernt alsdann das Volk genauer kennen, und giebt ihm zugleich wohlthätige Einwirkungen. Ungemein habe ich daher stets bedauert, daß Jean Paul als Beobachter nicht unmittelbarer unter das Volk getreten ist. Welchen unschätzbaren Stoff würden ihm nur unsre voigtländischen Originale für seinen Humor geliefert haben?

Nach meiner Vaterstadt Hof führten mich die Geschäfte ebenfalls zuweilen, und ich ermangelte natürlich nicht, die alten humoristischen Freunde oder auch die Gegenstände deren unschuldiger Scherze zu besuchen. Meinem Gönner, dem Herrn Medizinalrath Hechtel, bezeigte ich in gewohnter Weise natürlich zuerst meine Ehrerbietung, und ich wurde namentlich im Jahr 1825 oder 1826, wo ich im Winter bei ihm einsprach, sehr freundlich von ihm aufgenommen. Er pflegte öfters zur Erholung oder im ärztlichen Beruf nach Schwarzenbach an der Saale zu fahren, und da auf den andern Tag bereits ein Abstecher dahin angeordnet war, so beehrte er mich mit der Einladung zur Mitreise. Schon Abends wurde er aber etwas mißmuthig gestimmt.

In der Gesellschaft, wo wir uns nach der Verabredung trafen, befand sich unter andern ein Gewerbsmann, der eben von einer Reise zurückkehrte. Derselbe erzählte manches darüber, beklagte sich jedoch mit auffallender Empfindlichkeit, daß er in den Gasthäusern stets so unangenehme Speisen erhalten habe, nichts als Rebhühner, Hasen,

Schwarzwildpret, Karpffische u. dgl., natürlich lauter Leckerbissen für meinen alten Freund.

Heftig sprang dieser daher auf, und sprach wegwerfend: „die Schuster und Schneider haben ihr Lebetag nicht gewußt, was gut ist!“

Voltaire fällte meines Wissens ein ähnliches Urtheil, freilich in Bezug auf die schöne Literatur; doch ergötzlich blieb es, daß unser Original die Neckerei nicht merkte.

Am andern Morgen traf ich ihn noch sehr ärgerlich: „Unsereinem widerfährt keine solche Ehre, wie diesen Leinewebern!“ rief er mir schon von weitem zu.

Der Schlitten hielt bereits vor dem Hause, und wir machten Anstalt zur Abfahrt: Hechtel, welcher mit Ausnahme der Essenszeit unaufhörlich rauchte, äußerte sehr unruhig die Besorgniß, daß ihm bei der großen Kälte die Pfeife eingefrieren möge. Er hielt mir einen langen Vortrag, wie oft ihm dieß schon begegnet, und wie ganz unerträglich ein solcher Zustand sei. Im Vorbeigehen sei es bemerkt, daß der Physikus etwas stark durch die Nase sprach, und daß dadurch die Lächerlichkeiten seiner sonderbaren Aeußerungen bedeutend gesteigert wurden.

Nach der Vorkehrung verschiedener Präservativmittel verließen wir endlich das Zimmer.

Mein ehrwürdiger Medizinalrath hatte sich in einer Weise ausstaffirt, daß man ihn nur bei einem wahren Übermaß von Selbstbeherrschung betrachten konnte, ohne in ein anstößiges Lachen auszubre-

chen. Seiner Leibesgestalt nach hatte er ohnehin schon ziemliche Aehnlichkeit mit dem Ritter von la Mancha, humoristischen Angedenkens. Zaunrappeldürr, und nichts als Haut und Knochen, glich sein Leichnam einerseits einer wandelnden Mumie, während andrerseits die stark vorstehenden Backenknochen die Riffe von Korallenbänken zu sein schienen. Da die Beine vollends so sehr an der langen, ausgetrockneten Gestalt herumschlotterten, daß man sie fast nur für angebundene Stecken halten konnte, so kamen selbst Kenner oft in Zweifel, welche Art von menschlicher Organisation sie vor sich haben. Ueber dieses Gerippe zog der Medizinalrath außer mehrern Röcken den beliebten Schanzlooper, welcher ungeschlacht am Leibe hing und auf der Erde aufschleifte. Das Haupt wurde dagegen bis unter die Ohren in eine weiße sächsische Schlafmütze eingehüllt, und dann erst noch mit der berühmten voigtländischen Fuchsschwanzmütze versehen, einer etwas seltsame Pelzkappe, von der ein langer Schweif über den Nacken hinabhing.

Kaum waren wir im Schlitten eingepackt, so betheuerte mein Physikus: „er wolle des Teufels sein, wenn ihm die Pfeife nicht eingefriere!“

Wirklich waren wir erst bei dem rothen Roß am Ende der Altstadt Hof angelangt, als der Ruf erscholl: „ich sagte es ja, nichts als das reinste Eis bekomme ich in den Mund. Halte Kutscher!“ Unter einigen Flüchen, welche ich leider zur Vermehrung meiner Sammlung aufzuschreiben vergaß, trat der Medizinalrath im rothen Roß ein und

sann auf neue Präservativmittel für die Pfeife. Er verfiel dabei auf äußerst lächerliche Vorkehrungen; denn er wickelte außer Flachs und Werg auch mehrere schaafwollene Strümpfe um Mundstück und Rohr. Dadurch entstand ein Ding wie eine Kinderpuppe, und wenn der Unform aus dem dürren Gesicht heraushing, so hätte der Teufel das Lachen verbeißen können. Ich empfand daher eine wahre Seelenangst, und beugte mich öfters seitwärts aus dem Schlitten, um nur einigermaßen Luft zu erhalten.

Kaum waren wir aber in der Gegend des Stelzenhofes, eine halbe Stunde von der Stadt angekommen, so rief mein Reisegefährte: „ich ziehe beim Henker schon wieder Eis!“ Dieses Mal lautete mir die Kunde jedoch wie ein wahrer Schreckenslaut, wie eine infernalische Botschaft, denn wo wollte ich bei der steigenden Narrheit die Kraft zur Unterdrückung des Lachens herbekommen.

Der Aerger des Medicinalraths stieg jetzt zu völligem Ingrimm, weil bis Oberkotzau, eine halbe Stunde lang, an der Straße kein Haus zum Aufthauen der Pfeife zu finden war.

Er ließ nunmehr seine Galle über den Kutscher ausströmen, welcher durch sein elendes Fahren das Unglück angestiftet habe.

Indem sich mein alter Hechtel — so nannte ihn die Volkssprache — immer mehr in Zorn hineinredete, schwur er Stein und Bein, „daß er in keinem Rennschlitten, sondern auf einer Mistschleife sitze: jede alte Kuh, welche nur noch ein einziges gesundes Bein, und an diesem noch

überdieß einen Zentnerstein hängen habe, laufe schneller, als die Schindmähren des Hauderers.“

Ich fürchtete eben, daß die Geduld des Kutschers endlich reissen möge, (denn ich hatte schon possirliche Auftritte zwischen diesem und dem Medicinalrath erlebt), als ich einen andern Gegenstand sich nähern sah, auf den nach meinen Erfahrungen das furchtbare Gewitter vollends sich entladen mußte. Es kam nämlich ein Bauer entgegen gefahren, und in einem solchen Fall gab es immer Sturm und Hagel.

Hechtel hatte unter vielen andern sonderbaren Anforderungen oder Prätentionen auch jene, daß ihm, wie einem Allerdurchlauchtigsten, die Bauern schon in Entfernungen von Viertelsstunden ausweichen, bei der Annäherung dagegen ehrerbietig mit zwei Rädern in den Straßengraben fahren, und so lange still halten sollen, bis der königliche Medicinalrath vorbei passirt sei. Wollte man dagegen in der gewöhnlichen Sanskulot'schen Art ausbiegen, d. h. nach den Grundsätzen der Rechtsgleichheit ihm die Hälfte der Straße lassen, so gerieth er in heftigen Zorn.

Der Bauer, welcher ihm im vorliegenden Fall begegnete, war nun entweder so taub, daß er das Zetergeschrei Hechtels, sogleich still zu halten, nicht hörte, oder er war schon von den Grundsätzen der Revolution angesteckt — kurz er fuhr kühn auf seiner Hälfte der Straße fort. Flammte der Medicinalrath bei solchen Unverschämtheiten schon sonst wie ein angeschossener Eber auf, so ward er nach der dick eingefrornen Pfeife vollends ein feuerspeiender Berg, und die Ausdrücke, welche ich

nicht dem Vorbild aller Humoristen, sondern einem voigtländer Originale entlehne, als:

Kanaillen=Kerl, Flötz, Hottflegel, Generalschurk, Schubiack!

drängten sich wie aus einem weit aufgesperrten Höllenthor aus dem Munde des zürnenden Physikus.

„Weiß er, wer ich bin?" ward der Bauer endlich angeredet.

„Ja, ich kenne Sie schon, Sie sind der alte Hechtel!"

Das Uebergehen von heftiger Leidenschaft zum Starrkrampf beschriebe ungefähr die Wirkung dieser Majestäts=Beleidigung für das Närrischste aller Originale, die es je gegeben hat. Wenn man Ludwig XVI. in dem vollen Glanz seiner Machtvollkommenheit Ludwig Capet genannt haben würde, es hätte ihn nicht gleiches Entsetzen ergriffen, als unsern Physikus.

„Wa .... Wawa .... Was? .... **Der alte Hechtel!**", rief er nicht todtenbleich, sondern aschgrau vor Zorn.

„Kanaillenkerl du mußt ins Zuchthaus, denn ich bin Königlicher Medicinalrath, und du hast also das Verbrechen beleidigter Amtsehre begangen!"

Jetzt hätte nur noch ein Heide vor Lachen nicht bersten mögen; um daher nicht wenigstens zur Gefängnißstrafe verurtheilt zu werden, flüchtete ich mich aus dem Schlitten auf den Bock, schickte den Kutscher auf die Pritsche, und jagte mit verhängten Zügeln Schwarzenbach zu: denn die Pferde waren wirklich brave Thiere. Glücklicherweise trieb

ich an meinem frühern Amtsort Haidel in der Wurstsuppe, einen dreipfündigen Karpffisch mit geschwellten Kartoffeln, einige Rebhühner, Krammetsvögel und Reste eines Rehbratens auf. Da vollends der Forster vortrefflich war, so erlebte ich praktisch das Kunststück, ein weinendes Kind mit einem Federstrich in ein lachendes umzuwandeln. Heimwärts milderte sich noch obendrein die Kälte, so daß die Pfeifen nicht mehr einfroren: seelenvergnügt brachte ich daher meinen Physikus nach Hof zurück, und wurde von ihm im besten Humor entlassen, „weil Fische, Rebhühner und Hasen, vorzüglich aber Haidel in der Wurstsuppe doch einmal an Leute gekommen seien, welche ihren Werth besser zu würdigen wissen, als Schuster und Schneider!“ — —

Auf den nächsten Tag war meine Rückreise nach Baireuth festgesetzt; da nun gerade Jahrmarkt in Hof war, so besuchte ich Abends eine Gesellschaft der Meßfremden, um verschiedene Beobachtungen anzustellen. Der Verkehr schien mir so langweilig, gelähmt und erbärmlich zu sein, daß ich von Sachverständigen gerne ihr Urtheil über die Ursachen des sichtbaren Handels-Verfalls gehört hätte. Ich kam wirklich zu einer Unterhaltung der Art, und setzte mich still in eine Ecke, um nur zuzuhören. Ausser verschiedenen Kaufleuten und Gewerbsmännern befand sich auch ein auswärtiger bairischer Beamter in der Gesellschaft, welcher an der Erörterung sehr lebhaften Antheil nahm. Mir schien es bald, daß er auf irgend eine Weise mit der Industrie sich beschäftiget haben müsse, und widmete ihm darum volle Aufmerksamkeit. Nach

seiner Meinung lag die Ursache der Verkehrs- und Gewerbsstockung lediglich in den niedrigen Zöllen.

„Baiern“, sagte er, „müsse alles selbst hervorbringen, nichts vom Ausland kaufen; denn ausserdem ginge das Geld aus dem Land, und es hätten nicht allein diejenigen nichts, welche es hinausgeben, sondern auch die andern, weil sie ihnen nun nichts abkaufen können.“

Der Beamte hatte eine schöne Uniform mit Löwenknöpfen an, und führte eine wichtige Amtsmiene; ich hatte daher großen Respekt, aber bei aller Ehrerbietung wollten mir seine Gründe doch nicht recht einleuchten. Wenn jedes Land alles hervorbringen muß, und wäre es auch nur die Provinz eines Reichs, wie Baiern, dachte ich in meinem stillen Winkel, so muß folgerichtig auch jeder Kreis von Baiern, jedes Landgericht, jede Gemeinde, jedes Haus alles selbst erzeugen. Es muß demnach jeder Bürger oder Bauer sein eigener Sattler, Schmid, Schlosser, Glaser, Papierfabrikant, Buchdrucker, Schriftgießer, Brillenschleifer, Kalendermacher, Eisenfabrikant sein u. s. w. Der Ausdruck: „es geht das Geld aus dem Land“, kam mir besonders befremdend vor: denn er schien mir nichts anders zu sagen, als „das Land giebt Geld aus.“ Dieß kann jedoch an sich kein Nachtheil sein, sondern es fragt sich nur, was man für das Geld wieder empfängt. Wenn einer z. B. so dumm wäre und überließe mir für einen Gulden einen Zentner feine Schafwolle, so hätte ich immer gewonnen, obgleich ich Geld ausgebe.

„Aller Irthum“, fuhr der Beamte fort, „liegt darin, daß unsre

Regierung die Zölle nur als Finanzquelle ansieht: dieß dürfen sie aber nicht ausschließend sein, sondern ihr Hauptzweck ist Schutz der inländischen Industrie gegen die fremde. Die Zölle müssen daher so hoch sein, daß gar kein fremdes Produkt in Baiern eingehen kann. Besser wäre freilich unbedingtes Verbot: allein mit sehr hohen Eingangszöllen kommt man dennoch auch weit.“

Die anwesenden Kaufleute wollten diese Grundsätze durchaus nicht als richtig anerkennen, und behaupteten sogar, daß man damit ein Land zu Grunde richte. „Was dem Volke vor allem Noth thue, sei ein schwunghafter Handel, weil dieser nicht bloß unmittelbar sehr viele Hände beschäftige, sondern rückwirkend auch Ackerbau und Gewerbe emporhebe. Für den Handel wäre jedoch Freiheit dasselbe, was für den Menschen der Athem ist. Schnüre man die Kehle mehr oder weniger zu, so sei die Lebensfunktion des Menschen gestört, und schnüre man den Handel zu, so müßten alle Organe der Nationalwirthschaft erschlaffen oder in regelwidrige Thätigkeit versetzt werden.“ —

Während meiner Rückreise nach Baireuth beschäftigte mich vorzugsweise das Gespräch, welches ich Tags zuvor angehört hatte, und ich beschloß den Gegenstand tiefer zu durchdenken. Gewohnt, wo möglich immer auf wissenschaftlichem Weg vorzuschreiten, nahm ich zu Hause sogleich das Studium der deutschen Handelsgeschichte vor. Da ich von jetzt an auch den Aufsätzen der Zeitschriften über die Zustände des Verkehrs größere Aufmerksamkeit widmete, so wurde ich bald auf die Schriften und Reden englischer Staatsmänner, namentlich Hus-

kissons, über denselben Gegenstand hingeleitet. Ich hörte hier zum ersten Mal von Kanälen und Eisenbahnen sowie deren Nutzen für den Handel, und wollte mich auch hierüber näher unterrichten. Jetzt erfuhr ich, wie ersprießlich meine Gewohnheit sei, bei irgend einer Streitfrage oder Aufgabe immer mit dem Geschichtlichen zu beginnen; denn ich stieß auf die Unternehmungen des Herzogs von Bridgewater und seines merkwürdigen Ingenieurs. Dieser Gegenstand zog mich so sehr an, daß ich mir theure Werke von England kommen ließ, um das ganze Netz der brittischen Verbindungswege, die Geschichte ihrer Entstehung und die Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Ergebnisse genau kennen zu lernen.

Ueber ein Jahr widmete ich dieser Forschung alle meine Nebenstunden, und durch sie noch tiefer in sämmtliche Fragen der Nationalwirthschaft und der materiellen Interessen der Völker eingeführt, eröffnete sich mir jetzt eine unermeßliche Gedankenwelt über die Aufgaben unsrer Zeit. Allerdings galt meine Neigung vorzugsweise den geistigen Zwecken; indessen es war mir zu klar, daß die Grundlage derselben ein gewisses Maaß von Wohlstand bilden müsse. Uebermäßiger Reichthum muß einem Volk eben so gefährlich sein, wie dem Einzelnen; dagegen wird eine ausgesaugte, verarmte und elende Nation weder in sittlicher, noch in geistiger Beziehung ihrer höhern Bestimmung entsprechen. Aus der täglichen Erfahrung mußte ich mich jedoch überzeugen, daß der Wohlstand des Volkes noch lange nicht die glücklichen mittlern Verhältnisse erreicht habe, welche man bei aller Bescheidenheit und Mäßi-

gung zu fordern berechtiget war. Bisher hielt ich nicht mit Unrecht den traurigen Zustand der Rechtspflege für eine der Hauptursachen des gesunkenen Wohlstandes: jetzt wußte ich aber, daß nicht bloß in meinem Fach, daß es vielmehr bei den meisten Zweigen des Staatslebens in Baiern an schöpferischen Ideen mangle, und daß darum eine erhöhte geistige Thätigkeit angeregt werden müsse.

Durch tiefes und lange anhaltendes Nachdenken wurde ich über die innere Beschaffenheit der socialen Verhältnisse, und die Mittel zu ihrer Verbesserung allmälig klar. Mit der Ueberzeugung, daß man verschiedene Uebel ganz beseitigen, und andere mildern könne, stieg auch mein Eifer zur Forschung, und ich vertiefte mich nun ganz in Staats- und Nationalwirthschaft. Schon früher hatte ich halbe und ganze Jahre lang meine Arbeiten morgens um 1 oder 2 Uhr begonnen: auch jetzt erhob ich mich mit frischer Lebendigkeit zu derselben Zeit, um in der Stille der Nacht meinen Ideen nachzuhängen. Am Sonntag brach ich dagegen mit der Sonne auf, und streifte den ganzen Tag nachdenkend unter Blüthen und Blumen umher. Es war im Frühling von 1827, wo wir viele schöne Tage hatten. An solchen giebt es kein prachtvolleres Schauspiel, als die Aue bei Baireuth, welche in einer Ausdehnung von einer Stunde mit zahllosen Wiesenblumen übersät ist. Trunken von Lust wandelte ich durch das Schmelz des grünen Teppichs bis Heinersreuth, und immer neue Thäler aufsuchend so fort bis Culmbach. Die Natur hatte an jenem Tag eines ihrer schönsten Festkleider angezogen: Blüthen wogten in üppiger Fülle, Düfte berauschten, Millionen von

Käfern schwärmten um mich, und das unermeßliche Summen und Singen erweckte auch die Harmonien in meiner stillen, glücklichen Brust. Uneigennützige Liebe zu dem Volk, und die erhebende Hoffnung, daß die Verbesserung seiner Lage, die Veredlung seines Geistes und seiner Sitten bei redlichem Willen unzweifelhaft zu erreichen sei, gießt über die Seele einen hohen Frieden, dessen Herrlichkeit keine Sprache beschreiben wolle. Hinziehend durch meine lieben Thäler griffen meine Hoffnungen und Ahnungen immer weiter hinaus, und die Sehnsucht nach Völkerfreiheit pochte zum ersten Mal an die verborgensten Kammern meines Herzens.

Ich wiederholte in dem schönen Sommer solche einsame Wanderungen noch öfter, und sie trugen wesentlich dazu bei, meine neuen Ideen zu läutern und fester zu begründen.

Allmälig suchte ich auch die Unterhaltung in unsern geselligen Kreisen auf die wichtigern Volks-Interessen hinzulenken, und da in materieller Beziehung keine Verbesserung näher lag, als Freiheit des Handels in Verbindung mit Kanälen und Eisenbahnen, so schlug ich leise zuerst diese Taste an. Ich fand indessen keineswegs allgemeinen Anklang; mehrere tüchtige Männer stimmten mir allerdings sogleich bei, und unterstützten mich auch in der Folge mit eben so großer Einsicht, als Ausdauer; andere äusserten sich dagegen in Beziehung auf Handelsfreiheit, wie der Beamte in Hof, und anbelangend die Eisenbahnen, meinten sie gar: „dieß sei pure Tollheit!“

„Warum bringen sie aber in Großbrittanien bedeutenden Nutzen?“

„Ach was, Deutschland ist nicht England. Das ist eben die Verkehrtheit, stets fremde Einrichtungen nachzuahmen: wir sind ächte Deutsche, wollen also bei unsrer Art bleiben, und mögen keine Eisenbahnen!“

Als einer von unsrer Partei vorstellte, daß solche Einwände doch wohl keine Gründe seien, nahm ein anderer Gegner das Wort.

„Man muß allerdings Gründe bringen, und solche sind nicht weit zu suchen. Mit den Eisenbahnen, wie Sie empfehlen, verhält es sich wie mit den Maschinen. Seitdem diese im Schwang sind, ist das Volk ohne Arbeit und Brod, folglich elend. Bekämen wir vollends noch Eisenbahnen, so zerbräche nichts mehr, man brauchte weniger Eisen, unsere Hämmer und Hochöfen stünden still, die Schmide und Wagner verlören am Verdienst, Wirthshäuser verödeten, andere Gewerbe litten . . . . . kurz wir würden ins Unglück gestürzt.“

„Wenn, mit Ihrer Erlaubniß, das häufigere Zusammenbrechen der Wägen den Nationalwohlstand befördert, so thäten wir ja besser das viele Geld für den Straßenbau zu behalten, und die alten Hohlwege mit ihren tiefen Gleisen und Löchern wieder einzuführen?“

Ehe mein Widerpart auf einen Gegengrund sich besonnen hatte, nahm ein alter Bürger an dem Gespräch Antheil, und bemerkte:

„Ja, ja, da liegt der Hund begraben. Ich habe es immer vorausgesagt, daß diese neuen Straßen alle Gewerbe ruiniren würden. Wir hatten da unsern Bindlacher Berg, an dem man früher nicht dort hinauffuhr, wo jetzt der Weg wie auf einem Tisch hinläuft, sondern in

den Klüften, Schlünden und Löchern, welche man neben an noch sieht. Jetzt legt ein Fuhrmann den Berg aufwärts etwa in einer Stunde, oder noch früher zurück, sonst brachte er einen ganzen Tag zu; unten am Fuß des Bergs war er über Nacht geblieben, und oben mußte er es wieder thun; das gab Nahrung. Jetzt spannt er zwei Pferde vor, und vormals sechs bis acht. Jahrelang kann er gegenwärtig fahren, bis ihm die Axe oder sonst etwas von Belang zerbricht; in jenen Gleisen und Löchern mußte man dagegen alle 50 Schritte ein Rad um das andere mit Winden herausheben, und wenn der schwer geladene Wagen plötzlich wieder in andere Untiefen stürzte, so war bald eine Axe, bald ein Rad entzwei. Es gab so viele Arbeit, daß Wagner und Schmide am Bindlacher Berg sich Hütten bauten, um sogleich bei der Hand zu sein. Schenken waren ohnehin alle 200 Schritte aufgerichtet, weil das erschöpfte Zugvieh öfters Stärkung erhalten mußte. So entstand denn fast eine Stadt, das heiße ich mir fortschreiten und civilisiren!"

Die Fröhlichkeit, welche in einem großen Theil der Gesellschaft nach dieser Rede sich zeigte, war meinem ersten Widerpart mißfällig.

„Herr Scherzer", sagte er, „Sie gehen zu weit. Wer wird die alten Hohlwege wieder wollen? Nein, die guten Straßen sind schon Recht; nur darf man es nicht übertreiben, also nicht von Eisenbahnen faseln."

„Allein, Herr Knörrnschild, wenn gute Straßen für Nahrung und Verdienst besser wären, als schlechte, so hätte ja Herr Wirth Recht, und man müßte immer die beste einführen!"

„Nichts für ungut, Herr Scherzer, so tiefe Sachen verstehen Sie noch nicht ganz. Die Fortschritte müssen besonnen und mäßig sein. Hohlwege wieder herzustellen, ist ein Unsinn. Eben so widersinnig ist es aber auch, zu dem entgegengesetzten Extrem überzuspringen, und Eisenbahnen bauen zu wollen. Der Besonnene hält sich daher in der rechten Mitte und bleibt bei guten Landstraßen. So verhalten sich z. B. die Eisenbahnen zu Ihren Hohlwegen, wie der Freistaat zur unumschränkten Fürstenmacht, und doch gehen alle weisen Männer, wie namentlich die meisten Herren Professoren an den deutschen Universitäten, nicht von dem Absolutismus zur Republik, sondern zur vollendetsten Staatsform, zur Aufgabe unsers großen Jahrhunderts, der konstitutionellen Monarchie, über.

Dieser letztere Grund brachte mich etwas in Verlegenheit; denn ich war damals ein sehr eifriger Konstitutioneller; dagegen wurde Scherzer nichts weniger, als überzeugt, ja er ward zuletzt so erboßt, daß er wider die bessern Landwege noch heftiger, als die Eisenbahnen sprach. Endlich schwur er sogar hitzig:

„Wenn also partout schnell und wohlfeil gefahren werden soll, so werde ich doch lieber zu der Eisenbahnpartei übergehen, als zu Ihnen, Herr Knörrnschild!“

„Ja, ja, die Extreme berühren sich!“, schloß dieser.

Ich ging heiter nach Hause, und traf für den andern Tag Vorkehrungen zu einem Abstecher nach Nürnberg. Was wird man in der

betriebsamen, klaren Reichsstadt von Handelsfreiheit und Eisenbahnen halten?, dachte ich bei mir.

Früh um vier Uhr stampfte und wieherte mein schöner vierjähriger Hengst schon vor der Hausthüre. Wie ein Schwan bog er seinen schlanken Hals, gleichsam um zu lugen, wo ich weile: seine Augen sprühten, und ungeduldig scharrte er mit dem Vorderfuß das Pflaster. Jetzt schwang ich mich in den Sattel, und das edle Thier schwebte leicht und froh dahin, mit weit geöffneten Nüstern lustig in die frische Morgenluft hinausschnaubend.

Mein Weg führte mich über Streitberg und Muggendorf, der alten Studenten-Heimath, wo so manche unvergeßliche Stunde verlebt worden war. Abwärts von Baireuth nach Erlangen ist die Partie wegen der Ueberraschung besonders schön, welche man oberhalb Streitberg genießt. Ueber das kahle Gebirge hatte sich der Weg öde und langweilig dahin gezogen, während jetzt mit einem Mal der weite Ebermannstadter Grund in aller seiner Lieblichkeit, links dagegen das romantische Muggendorfer Thal mit der stolzen Burgruine Neudeck dem Auge sich öffnet. Ich hielt meinen Goldfuchs an, und weidete mich lange an Berg und Thal, welche wie alte Bekannte mich anblickten. Da der Tag heiß war, so ließ ich mir in Streitberg bei einer kleinen Schenke ein Glas Bier auf das Pferd reichen.

„Es ist gut,“ sagte ich zu dem harrenden Wirth. „Vom Herrn Lieutenant?“

„Pst, Pst! Er ist inzwischen zum Hauptmann avancirt. Vergessen Sie es ja nicht, Lieutenant könnte ihn beleidigen!“

Nun, soferne sein Bier in der Güte eben so avancirt, wie Er im militairischen Rang, so muß es überaus trefflich werden, wenn er General sein wird!“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel!“

Herr Hauptmann Sponsel in Muggendorf, mein alter Freund, empfing mich mit großer Herzlichkeit. Mit dem kleinen hölzernen Stützchen, dessen meine Erlanger Landsleute, die Franken, sich noch erinnern werden, eilte er eifrig dem Felsenkeller zu, und brachte eine Erquickung der Kreatur, bei welcher für den Reiter einige Selbstbeherrschung nicht am unrechten Orte war. Zum Glück fiel mir die Geschichte des Baireuther Brüderpaares ein: ich widerstand daher wie ein Heros der starken Versuchung, und ritt am Abend heiter und munter im rothen Roß zu Nürnberg ein.

Am andern Morgen besuchte ich meine Lieblingsplätzchen, und unter diesen vor allem die Burg, oder Veste. Meine alte Reichsstadt war innig mit meinem Herzen verwachsen, und wenn ich ihre Thürme und Kuppeln sah, lachte alles in mir auf. Nürnberg und deutsche Reichsverfassung konnte ich in den Begriffen niemals trennen: wo die Stadt genannt wurde, richtete sich im Hintergrund der Seele der **deutsche Kaiser** auf: ächt poetisch war daher meine Stimmung, so oft ich nach längern Zwischenräumen wieder gedankenvoll in den Straßen Nürnbergs einherwandelte. Und dann der muntere Verkehr der fleißigen

Bürger, ihre Offenheit, ihre geistreiche Originalität! Welche Laune bei dem Waizenbier und dem Fahrenbacherle! Hof und Nürnberg sind im Geiste verwandt: — Grübel war unser Schmidts Gottlieb im Größern.

In dem gesunden Sinn und der praktischen Lebensrichtung lassen sich die Nürnberger von Niemand übertreffen, und ich hörte daher schon in schlichten Gesellschaften der Bürger äußerst verständige Ansichten über Handel und Gewerbsbetrieb. Vollkommen klar sahen aber höher gebildete Kaufleute, wie Merkel, Bestelmaier u. dgl. und ich überzeugte mich zu meiner Freude, daß Nürnberg sowohl in industrieller, als in politischer Hinsicht den freisinnigen Ideen huldige, und in beider Beziehung, sei es auch nur im Kleinen, einst Bahn brechen werde.

Mit eigentlicher Politik wollte ich mich früher weniger beschäftigen; doch seit einiger Zeit hatten sich auch in dieser Hinsicht meine Begriffe erweitert, und es hob damit ein neuer Abschnitt meiner Entwicklung an.

Wie fremd die Politik früher mir gewesen sei, zeigt mein Buch über die Rechtspflege in Baiern. Ich vertheidigte dort den Grundsatz der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, doch nur jene, welche den streitenden Parteien bei dem Vortrag ihrer Rechtssache vor versammelten Richtern den Zutritt gestatte. Was soll das Volk dabei? meinte ich.

„Aber das ist ja keine Oeffentlichkeit,“ wandte mir ein erfahrner Mann ein. „Und dann liegt der Vortheil des Gerichtsverfahrens vor dem anwesenden Volk nicht bloß in der Rechts-Sicherheit, sondern

vorzugsweise darin, daß die Nation an die Staatsgeschäfte gewöhnt, und zur Selbstständigkeit erzogen wird."

Dieser Grund wirkte, und ich gab mich dankend für überwunden. Nachdem jenes Vorurtheil vollends abgestreift war, bildete sich die liberale Richtung in jeder Beziehung in mir aus; denn für Freiheit der Presse, der Gewerbe und des Handels, sowie für Volksvertretung, verhältnißmäßige Selbstständigkeit der Gemeinden, und wahrhafte Verantwortlichkeit der Minister war ich schon lange begeistert. Zunächst studirte ich nun die Geschichte der Parlamente und gesetzgebenden Kammern in England und Frankreich, sowie der Reichs- und Landtage in Deutschland. Da sich hiebei mancher neue Gesichtspunkt ergab, so durchdrang mich die Würde freier Volkszustände mit ihrer ganzen überwältigenden Macht, und fortan gestaltete sie sich allmälig zum Kultus meines Herzens.

Drittes Buch.

Etwa ein Jahr nach dieser innern Umwandlung wurde das öffentliche Leben in Baiern von Franken aus bedeutend gehoben, indem Dr. Eisenmann und dessen Freunde die Amtshandlungen der Minister und anderer Staatsdiener in dem Würzburger Volksblatt freimüthiger Beurtheilung unterwarfen. Man sah jetzt, wie sehr die liberalen Ideen im Stillen schon Wurzel gefaßt hatten, denn das Volksblatt war ohne Widerrede der Ausdruck der gesammten, gebildeten Meinung, und seine Wirkung ungemein groß. Gleichzeitig gewann der Kampf der freisinnigen Richtung in Frankreich wider Kamarilla, Kongregation und Fanatismus täglich an Interesse, und wer in die Tiefe der Verhältnisse zu blicken gewohnt war, konnte leicht ahnen, daß in den Zuständen der Völker wesentliche Veränderungen sich vorbereiten.

Da ich dem Steigen der Gährung in Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, so begab ich mich regelmäßig nach Tisch in die Ressource zu Baireuth, um Zeitschriften zu lesen. Französische Journale konnte ich mir damals leider nicht verschaffen; dafür gab die Augsburger allgemeine Zeitung täglich die Hauptaufsätze des Courrier français, des Constitutionel und der Gazette de France in der Übersetzung.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die beiden ersten Blätter waren die vorzüglichsten Organe der Opposition, und das dritte jenes der Regierung. Mit ungemeinem Vergnügen las ich deren gegenseitige Aufsätze, und ich fand bald, wie nützlich dieß für mich war. Bei dem täglichen Wechsel des Angriffes wie der Vertheidigung kamen allmälig alle Zustände Frankreichs, die Grundsätze der Regierung und die Forderungen der öffentlichen Meinung zur Sprache: die Gegensätze traten in eifriger Thätigkeit lebendig hervor, und es drückte sich der Seele ein treues Bild von dem innern Triebwerk des Staatslebens ein. Dieß war mir etwas neues, und die Klarheit meiner Begriffe, sowie der Umfang meiner Kenntnisse nahm sichtbar zu. Man hat mir es später zum Vorwurf gemacht, betrachtende Aufsätze fremder Blätter in die Zeitschrift aufzunehmen, welche unter meiner Leitung stand, aber ich dankte es dortmals der allgemeinen Zeitung sehr, daß sie es that, und ich habe dadurch großentheils meine politische Bildung erhalten. In der That, wie kann ein weniger bemittelter Gelehrter allein 100 Franken für ein fremdes Journal ausgeben, und wo soll er in kleinern Städten Mitleser erhalten?

Der Courrier français wurde in jener Zeit besonders schön und geistreich geschrieben; auch dem Constitutionel fehlte es nicht an Kenntnissen, feinen Wendungen und geschmackvollem Styl; doch jener war glühender und näherte sich mehr der eigentlichen Beredsamkeit. Gegen zwei so fähige Organe, welche Gerechtigkeit, Freiheit und Aufklärung vertheidigten, konnte die Gazette mit ihren Schutzreden für den Fanatismus der Priester und die Unterdrückungssucht einer anmassenden,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

adeligen Kamarilla natürlich nur mühselig aufkommen. Sie unterzog sich indessen dem schwierigen Unternehmen mit ungemeinem Geschick, indem sie durch feine Sophismen die Augen zu blenden suchte. Die Vorwürfe der Oppositionsblätter gegen die Regierung waren oft so wahr und unwiderleglich, daß ich neugierig wurde, was man wohl auch dagegen vorzubringen vermögen werde; doch am andern Tag kam immer eine Beschönigung oder schlaue Wendung des Sachverhältnisses, womit man kurzsichtige Personen täuschen konnte. So geistreich die Gazette de France ihr Spiel aber auch trieb, so gefährlich wurde es dem ältern Zweig der Bourbons. Im Volk ließen sich nur äusserst wenige Leute von den Sophismen bestricken; allein der Hof mit seinen Günstlingen nahm sie für baare Münze, und ward dadurch auf der Bahn fortgetrieben, die ihn zu Grunde richten mußte. Ich glaube daher, daß gerade Herr von Genoude wider seinen Willen sehr viel zum Sturz Karls X. und seiner Linie beigetragen habe.

Als das Auflösen der Abgeordnetenkammer anging und doch das System der Regierung nicht geändert werden wollte, als der Hof auch gegen die handgreifliche Unfähigkeit des Herrn von Polignac die Augen fortwährend verschloß, so sah man den Ausbruch des Sturmes näher kommen, und ich gerieth allmälig fast in Aufregung. Am 3. Aug. 1830, einem Sonntag, befand ich mich Nachmittags in der Gesellschaft zum Frohsinn, wo die Unterhaltung ebenfalls schon auf die Politik hinüber zu spielen begann. Es war ein heiterer, schöner Tag, und wir saßen im Garten unter den Bäumen. Da trat plötzlich ein Kaufmann ein,

und meldete, daß eben durcheilende Handels=Estafetten die Nachricht brachten: „der König von Frankreich habe das Wahl= und Preßgesetz aufgehoben!“ Mir war dieß nichts unerwartetes, weil man schon lange einen Staatsstreich sich vorbereiten sah; gleichwohl sprang ich heftig vom Stuhle auf, und ging unruhig im Garten umher. Die Folgen der Gewaltthat standen mir klar vor Augen. Nachdem ich zu meinem Tische zurückgekehrt war, fragte ein Bürger:

„Glauben Sie, daß das Ereigniß wichtige Folgen nach sich ziehen werde?“

„Allerdings! Der französische Hof beabsichtigt, die letzten Spuren der Revolution zu verwischen, und alle Zustände hinter 1789 zurückzuführen. Es ist ein vermessener Gedanke, eine so ungeheure Bewegung, wie die Staatsumwälzung der Franzosen war, in allen ihren Wirkungen aufheben zu wollen. Karl X. greift in ein Rad, welches ihn bei seinem unaufhaltsamen Umschwung zermalmen wird.“

„Es ist die Frage,“ wendete ein Angestellter bei dem Landgericht ein, „ob die Sache so bedenklich sei. Der Schritt der Regierung betrifft nur Verfassungsformen, und diese verstehen die wenigsten Leute im Volke. Wenn man dafür die Abgaben erleichtert und überhaupt die materiellen Interessen des Landes befördert, so wird die Nation im Ganzen wenig um die Preßfreiheit und Abgeordnetenwahl sich bekümmern.“

„Sie irren! Die Kamarilla Karls X. geht darauf aus, die Volksvertretung auf die alten abhängigen Parlamente, oder solche Institute,

wie unsre Postulat-Landtage, zurückzuführen, und die unumschränkte Macht des Königs zu Gunsten des Adels und der hohen Geistlichkeit wiederherzustellen. Man verachtet bei Hof das Bürgerthum, und ist überaus aufgebracht, daß dasselbe Einfluß auf die Staatsverwaltung ausübt. Das soll durchgreifend geändert, und der Schuster wieder auf seinen Leisten eingeschränkt werden. Als Mittel dazu will man den Pietismus gebrauchen, und die Massen entweder fanatisiren oder verfinstern. Dagegen setzt sich aber die Presse seit 15 Jahren, welche als eine hell strahlende Fackel die Gänge der Regierung bei ihrem verborgenen Unterminiren beleuchtet, und das Volk über alle seine Interessen aufklärt. Deßhalb wird die Presse zuerst angegriffen. Indessen diese hat schon zu sehr gewirkt: die öffentliche Meinung kennt durch sie die Pläne der Regierung, und da die Nation die Rückkehr unter Gewissenszwang, sowie die übermüthige Herrschaft des Adels ausserordentlich fürchtet, so wird sie ihre wachsame Schildwache, die freie Presse, sich nicht nehmen lassen, sondern dieselbe schützen."

„Das möchte wahr sein," bemerkte mein Gegner, „wenn auf Seite der Opposition das ganze Volk, und nicht bloß Parteien stünden. Allein, was Sie sagen, ist nur Sprache der Journale und Parteihäupter: das Volk geht seinen Geschäften nach und kümmert sich nichts um solche spitzfindige Sachen!"

„Verzeihen Sie, daß ich auch hierin anderer Meinung sein muß. Nicht Parteien, die gesammte Nation, mit Ausschluß des Adels und der Geistlichkeit, steht wie ein geschlossener Phalanx dem Hofe entgegen.

Dieß weiß Jeder, welcher die 15jährige Opposition des französischen Volkes unbefangen beobachtet, oder studirt hat. Als Casimir Perier auf die höhnische Aeußerung über die geringe Anzahl der Oppositions-Deputirten ausrief: „ja wir sind unsrer nur 7 oder 9; doch hinter uns steht ganz Frankreich,“ fand dieses bedeutungsvolle Wort einen so ungeheuern Anklang bei der gesammten Nation, daß seine Wahrheit mit der völligsten Gewißheit an den Tag trat.“

„Nun, wenn es auch die Franzosen versuchen wollten, ihrem König gewaltsam zu widerstehen, so wird man sie in Zaum zu halten wissen. Man sagt immer, daß die Völker von der Revolution gelernt haben; auch die Regierungen haben es: diese lassen sich nicht mehr gutmüthig entwaffnen, wie Ludwig XVI., sondern sie führen mit starker Hand die Zügel des Staates. Die Kartätschen sind gute Abkühlungsmittel für überspannte Köpfe; seien Sie ohne Sorgen, man wird die Franzosen gehörig zur Ruhe verweisen.“ —

Nach diesen Worten erhob ich mich und sagte, nach oben deutend, mit einer gewissen Feierlichkeit: „So wahr die Sonne am Himmel steht, ist im gegenwärtigen Augenblick die Revolution in Paris schon ausgebrochen!“

Am andern Tag kamen bedenkliche Nachrichten über die Stimmung, welche die Ordonnanzen Karls X. in der Hauptstadt hervorbrachten, und am dritten oder vierten die Berichte über den Anfang des Widerstandes. Als endlich der Ausbruch des Kampfes im Großen gemeldet ward, entstand unter der gebildeten Welt in Baireuth eine

Aufregung, als sei die Revolution in München oder Berlin eingetreten. Ich, meines Orts, war so sehr ergriffen, daß ich nichts mehr arbeiten konnte. Da die Post Mittags ankam, so ging ich den ganzen Morgen unruhig umher, und zählte die Minuten bis 12 Uhr. Vorher schon versammelte sich eine Gesellschaft regelmäßig in der Ressource, um auf die neuen Nachrichten zu harren. Ein Diener mußte auf der Post die Ankunft der Zeitungen erwarten, und nach dem Empfang sie eiligst überbringen. Irgend Jemand von der Gesellschaft las sodann, von einem Tische herab, die Berichte vor, und wir lauschten athemlos dem Vortrag. Da kam einst die Nachricht:

„Die Truppen weichen auf allen Punkten zurück: die dreifarbige Fahne weht auf Notredame, das Volk dringt siegreich gegen die Tuilerien vor."

Unwillkürlich brach ein Freudenruf unter uns aus, und wir stäubten auseinander, um den Jubel weiter zu tragen.

Die Post war an jenem Tage später angekommen, und ich fand zu Hause Damen-Gesellschaft.

„Was ist geschehen?" rief mir meine Frau zu: „Deine Augen blitzen so ungewöhnlich!"

„Ach die Freiheit siegt!"

Gewaltsam wollten die Thränen hervorbrechen, und ich stürmte hinaus, um sie zu verbergen. Hastig durchzog ich Feld und Fluren: die Pulse tobten, die Brust wogte heftig, mein Inneres schien eine hoch emporlodernde Flamme zu sein. Allmälig kehrte die Ruhe zurück

und mit ihr ein unendlich weiches Gefühl: mein ganzes Wesen war ein feierliches Gebet, welches lange in der Seele nachzitterte.

Bei meiner Rückkehr in die Stadt bemerkte ich eine geschäftige Lebendigkeit: die Erholungsörter füllten sich früher, als gewöhnlich, und waren ungleich zahlreicher besucht. Das Vergnügen leuchtete aus Aller Augen, und Niemand wagte, seine Stimme gegen die Sache des Volkes zu erheben, mochte letzteres im gegebenen Fall immerhin ein fremdes sein.

Die Freiheit ist tief in das Herz des Menschen gegraben, und nur künstliche Verhältnisse können ihre mächtige innere Stimme vorübergehend zum Schweigen bringen. Doch von Zeit zu Zeit bricht der göttliche Funke unwiderstehlich hervor, und dann erkennen selbst die Feinde seine erschütternde Allmacht an, vor der sie sich ehrerbietig beugen. Solch' ein Augenblick war die denkwürdige Nacht des 4. August 1790 in Paris, wo der Adel freiwillig seine Vorrechte am Altare der Menschheit niederlegte: solch ein Moment war es, als die Botschaft der Julius-Siege Europa durchflog. So oft der Genius unsres Geschlechts in dieser erschütternden Weise uns erscheint, treten die Einzelnen und die Völker einander näher, und die in Frage gestellte Freiheit ist die gemeinsame Angelegenheit aller Nationen. Daher die aufrichtige und tiefe Sympathie für jedes unterdrückte Volk, welches mit seinen Drängern entschlossen in die Schranken tritt. — —

Auf die bairische Regierung machte die Staatsumwälzung der Julitage einen erstarrenden Eindruck. Sogleich erhielt das Würzburger

Volksblatt den Befehl, des Ereignisses in keiner Weise, selbst nicht mittelbar Erwähnung zu thun. Nach der Verfassungs-Urkunde genossen nämlich Zeitschriften in Ansehung der innern Staatsangelegenheiten volle Preßfreiheit, und man fürchtete diese bei der großen Aufregung der Gemüther. Den Anschlägen der französischen Kamarilla wurde gewiß von der einen oder der andern deutschen Regierung ein guter Erfolg gewünscht; als aber der Geist, welchen man heraufbeschworen hatte, erschienen war, erschrack man vor seiner ernsten Miene. — —

Während die Folgen der wichtigen Staatsbegebenheit sich weiter spannen, kehrte ich still zu meinen Studien zurück, um die Ideen über wesentliche Verbesserung der Volkszustände zur Reife zu bringen. Bis zum Ende des Jahres 1830 hatte ich mit kurzen Unterbrechungen meine Stelle bei Regierungs-Assessor Keim beibehalten; doch jetzt drängte mich ein Gefühl, das nach allem abwechselndem Niederkämpfen, immer und immer wiederkehrte, dieselbe niederzulegen, und mich gänzlich dem Dienste der Volkssache zu widmen. Ich hatte dabei viel zu opfern und zu wagen. Nicht genug, daß mein Nahrungsstand durch die Honorare bei meinem Freund anständig begründet war, hing es nur von mir ab, in Nebenstunden so viel zu verdienen, um allmälig Vermögen zu sammeln. Mein Vertrag mit Keim verpflichtete mich nur zu täglich 4 — 5 Arbeitsstunden, und die Leichtigkeit, mit welcher mir die Geschäfte aus den Händen gingen, gab Aussicht genug, in der übrigen Tageszeit Erkleckliches zu leisten. Nun beehrten mich viele siegelmäßige Personen, welche selbstständig ihre Prozeß- oder Denkschriften einrei-

chen können, mit ihrem Vertrauen, und ein Gleiches geschah von Seite auswärtiger Rechtsanwälte in wichtigern Angelegenheiten, wenn sie vorübergehend ihre Geschäfte nicht mehr allein zu erledigen vermochten. Ununterbrochen wurden mir daher, mit bedeutenden Anerbietungen, Aktenbände zur Bearbeitung zugesendet. Eben so erhielt ich sehr häufig Aufträge zur Abgabe von Rechtsgutachten, und ich konnte mir überhaupt eine eben so gewinnreiche, als ehrenvolle Laufbahn eröffnen, ohne meinem stark ausgeprägtem Bedürfniß der Selbstständigkeit zu nahe zu treten.

Allein Anfangs ließ mich der heftige Trieb zu höherer Ausbildung nicht an das Geld-Interesse denken, und später drangen meine reformatorischen Ideen mit einer Macht hervor, daß alle persönliche Zwecke ihnen weichen mußten. Mein Leben war in Baireuth bisher so heiter gewesen, ein Wechsel angenehmer Arbeiten und Studien mit scherzhaften Gesellschaften, und erhebenden Naturgenüssen. Der trauliche Familienkreis vermehrte noch das bescheidene, doch um so werthvollere Lebensglück. Meine Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, gedeihten sichtbar, und entwickelten Anlagen des Geistes und Herzens, welche den Aeltern Freude zu machen pflegen. Seit dem Brande von Hof (1823), und nachdem der Tod mir auch die letzte Schwester entrissen hatte (1821), lebte meine Mutter bei mir, und heiterte sich wieder zu frohem Lebensgenuß auf. Viele achtungswerthe Männer hegten Freundschaft zu mir, andere erwiesen mir Wohlwollen, und bei dem Volke stieß ich auf Beweise von Zuneigung. Ich war unendlich zufrieden,

und wenn ich im Sommer Nachmittags über die liebliche Aue wandelte, versenkt in die Vorfreude auf den geistigen oder humoristischen Genuß der Abendgesellschaft; so sagte ich oft zu mir: „ich habe keinen Wunsch mehr!“

Soll ich mein Eden noch weiter schildern? Soll ich erzählen von den unerschöpflichen Scherzen in Frankenhaag, von den Pfingstfesten in Muggendorf und Alexandersbad, von den humoristischen Fahrten nach Culmbach und Schwarzach? Ich könnte jenen Blütentag in Sanspareil malen, wo die Seele im Aether der Freude verschwamm; doch ich breche ab: mein Friede mußte mir ja genommen werden! Ehrgeiz war es nicht, welcher mich fortschleuderte: denn meine Freunde klagten gerade umgekehrt, daß ich mich zu wenig geltend mache. War es Schwärmerei?

Seht ihr das Finsteraarhorn, wie es aus Gletschern und blauen Eisfeldern zum Licht emporstarrt? Wenn die Sonne wiederkehrt, so glüht seine Spitze, und ewig ist der Strahl; denn die Düfte und Dämpfe der Thäler reichen nicht zu seiner Höhe. So ist der Geist der Laune! Seht ihr das Meer, wie es in unermeßlichen Tiefen an den Feuerheerd stößt, welchem die rothen Gluthen der Vulkane entströmen? Wie es im Sturme schäumt und zischt, bald seine Wogen himmelan wirft, bald in stiller, scheinbar nie getrübter Klarheit ruht? Das ist das Gemüth, und das Wechselspiel von Sonnen-Klarheit und Erdengluth oder von Geist und Gemüth erzeugt den Humor. Der Freund der Laune kann nie dem krankhaften Uebermaaß der Empfindung unterliegen, weil der

Feuerstrom des Gefühls nicht zur Sonne, die Nebel des Meeres nicht zu den Höhen des unumhüllten Finsteraarhorns reichen! Sonnen-Klarheit ist von der heitern Laune unzertrennlich: der Verehrer des Humors kann kein Schwärmer sein! — —

Durch das Niederlegen meiner Stelle hörte meine Einnahme auf, und ich sah im Hintergrund die frühere Armuth herbeischleichen. Sie legte ihre Folterwerkzeuge schadenfroh aus, und übte ihre tausend Gelenke, um sie um mich und meine Familie zu schlingen; — doch wolle man nicht der Allmacht der Ideen widerstehen; ich mußte die rechtswissenschaftliche Praxis dessen ungeachtet aufgeben.

Im Jahre 1830 hatte ich einen Theil meiner Ansichten über Emporhebung des Nationalwohlstandes drucken lassen, und die Schrift unentgeldlich vertheilt, obgleich die Abhandlung mehrere Bogen umfaßte. Jetzt beschloß ich eine Zeitschrift zu gründen, um jene Gedanken durch tiefere und vielseitige Erörterung allmälig weiter zu verbreiten. So entstand der „Kosmopolit“, welcher vom 1. Januar 1831 an, einen Bogen stark, wöchentlich zwei Mal in Baireuth erschien. Ich hatte weder Mitarbeiter noch zureichende Geldmittel zum Selbstverlag, eben so wenig Verbindung mit Gelehrten und Staatsmännern oder Empfehlungen bei Buchhändlern: gleichwohl ließ ich die Zeitschrift auf meine Kosten drucken, denn mich durchdrang der Entschluß, alles an alles zu setzen.

Der erste Aufsatz der ersten Nummer führte die Aufschrift: **Preßfreiheit**, und vertheidigte das Recht unverkümmerter Erörterung der

Staatsangelegenheiten. In einem Reiche, wie Deutschland, wo man dem Volk nicht einmal das natürlichste aller Menschenrechte, nicht das Recht zu sprechen vergönnt, war es ganz am Ort, eine neue Zeitschrift mit einem betrachtenden Artikel über Preßfreiheit zu beginnen. Sodann folgte ein umfassender Aufsatz: „Andeutungen über den Zustand Baierns", welcher den ganzen übrigen Theil des Bogens einnahm. Es wurden darin die vielfältigen Gebrechen der bairischen Staatsverwaltung mit ruhigem Ernst, doch schon mit Freimüthigkeit aufgedeckt. Man erhielt dadurch ein kleines übersichtliches Bild von den öffentlichen Verhältnissen, und dem Geiste der Regierung, weil die Abhandlung über Steuerwesen, Zölle, Rechtspflege, Ackerbau, Gewerbe und Handel, sowie die Grundsätze der Regierung in allen diesen Verzweigungen des Volkslebens sich erstreckte. Bitterer Tadel traf die mechanische Gesetzfabrik, die hohen Zölle, die unverhältnißmäßige Vertheilung der Lasten, zweckwidriges Sparen bei erledigten Richterstellen, und die üble Neigung der Regierung, den Privaten wohlerworbene Rechte ohne Entschädigung abzunehmen. Der Aufsatz machte in Baireuth großes Aufsehen, und ward auch mit Beifall aufgenommen *): sonst konnte er freilich wenig wirken, **weil der Kosmopolit nur sieben Abonnenten hatte.**

Ich zog immer das Schaffen dem Zerstören, das Hervorbringen

---

*) Er befindet sich in meinen gesammelten Schriften, wo überhaupt die meisten Abhandlungen des Kosmopoliten aufgenommen sind.

dem bloßen Beurtheilen oder Kritisiren vor: manchmal muß man freilich einreißen, um zu bauen; doch soll man zuvor immer wissen, was. Darum konnte ich niemals eine Opposition leiden, welche die Handlungen der Regierung tadelt, ohne anzugeben, wie man es besser machen soll. Da ich diesen Mangel zuweilen auch an den freisinnigern Zeitschriften bemerkte, so hütete ich mich um so mehr davor. Nachdem in der zweiten Nummer zunächst die Ursachen des geringern Wohlstandes der Völker untersucht worden waren, gab der Aufsatz: „Baierns Bedürfnisse“, umfassende Vorschläge zur Verbesserung. Derselbe behandelte die Mittel, wodurch nach meiner Ansicht dem Nationalwohlstand aufzuhelfen sei, im übersichtlichen Zusammenhang, während die folgenden Nummern jede einzelne der empfohlenen Maaßregeln ausführlich erörterten. Es kam nun eine Reihe von Artikeln über eine Kreditanstalt für die Grundeigenthümer nach Art der schlesischen Landschaft, Verbesserung der innern Verbindungswege durch Kanäle und Eisenbahnen, über Ansäßigmachung und Verehelichung, Gründung einer allgemeinen Wohlthätigkeits-Anstalt, über Erziehung u. s. w.

In der zweiten Nummer erschien ein Aufsatz „die Tendenz des Kosmopoliten“, welcher die unterscheidenden Merkmale aufrichtiger und eigennütziger Opposition auseinandersetzt, und in der That große Wahrheiten enthält. Dieser eigenthümliche Artikel beweist unter andern, wie wenig es mir um Volksgunst zu thun war: — völlige Unabhängigkeit sowohl der Regierung, als dem Volke gegenüber sollte der Grundzug meiner Zeitschrift sein. Deßhalb setzte ich mich auch mit

dem beliebten Würzburger Volksblatt in Opposition, wenn ich darin unbilligen, oder nachtheiligen Tadel der Regierungs-Maaßregeln zu finden glaubte. So sprach man z. B. davon, daß die Staatsverwaltung die Idee ausführen wolle, den Rhein und die Donau durch einen Kanal zu verbinden. Während ich darüber große Freude empfand, wurde in einem Artikel des Volksblattes entschieden dagegen angekämpft. Ich war auf das innigste überzeugt, daß die Verbindung der genannten Ströme, wenn sie auf eine zweckmäßige Weise ausgeführt würde, nicht bloß für Baiern, sondern für ganz Deutschland von unermeßlichem Nutzen sein müsse; es betrübte mich daher tief, daß einem Unternehmen, wofür ich glühte, gerade von einem volksthümlichen Organ Hindernisse erweckt werden sollten. Da ich dieß bei der großen Wirksamkeit des Volksblattes zugleich für sehr gefährlich hielt, so schrieb ich in der sechsten Nummer des Kosmopoliten eine Widerlegung des bemerkten Artikels. Sie führte die Aufschrift: „über die Verbindung des Rheines mit der Donau", und gab ein Zeugniß, wie eifrig ich die Geschichte der englischen Verbindungswege studirt hatte. Es gewährt mir heute noch Genugthuung, daß ich nur im Allgemeinen das Prinzip der Kanäle und Eisenbahnen vertheidigte, ohne mir ein Urtheil anzumassen, ob die Verbindung des Rheines und der Donau zweckmäßiger durch einen Kanal, oder durch eine Eisenbahn herzustellen sei. Ich entwickelte nur die Gründe, welche für und wider den Kanal sprechen, sowie umgekehrt, und empfahl der Regierung, über die wichtige Frage, welches der beiden Verbindungsmittel den Vorzug verdiene, das Gutachten

englischer Ingenieure einzuholen, weil das Urtheil dieser Sachverständigen wegen der ihnen beiwohnenden großen Erfahrung einen besondern Werth habe.

Kurz nach dem Erscheinen meiner Zeitschrift verbreiteten sich in Baiern allerlei Gerüchte von finstern Staatsmaaßregeln, welche die Regierung im Sinne habe, ja das Würzburger Volksblatt ließ sogar schon Winke hierüber fallen. Ich hatte zu der Liberalität der bairischen Verwaltung zwar kein besonderes Vertrauen, wie der Aufsatz in der dritten Nummer des Kosmopoliten, „Charakter der bairischen Regierung" bewiesen hatte; allein ich wollte dortmals nie glauben, daß sie absichtlich üble Wege einschlage, oder auf bewußte Verletzung der Verfassung ausgehe. Plötzlich erschien jedoch die Verordnung vom 28. Januar 1831, wodurch die Zeitschriften auch in Ansehung der innern Staatsangelegenheiten der Censur unterworfen wurden.

Dieser verfassungswidrige Gewaltschritt, welcher zunächst auf das Volksblatt gemünzt war, erschütterte mich tief, da anstatt der ersehnten Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheit die Bahn der Verfinsterung von oben herab eingeschlagen wurde. Ich sah nun den Kampf sich eröffnen, an welchem jeder unabhängige Mann, an dem vor allem die öffentlichen Organe des Landes Antheil nehmen mußten. Derselbe kündigte sich in sehr ernster Art an: denn man schrieb im Volk die finstere Ordonnanz, wie man sie ohne Verabredung an allen Orten einstimmig nannte, dem Einfluß der Kabinets-Regierung zu. Am Tage nach dem Eintreffen der Verordnung in Baireuth, stand ich früh um 3 Uhr

nachdenkend in meinem Zimmer. Daß die Einführung der Censur gegen den allgemeinen Unwillen der öffentlichen Meinung sich nicht zu behaupten vermöge, konnte nach meinem Dafürhalten nicht dem mindesten Zweifel unterliegen. Indessen bei der damaligen Aufregung der Gemüther mußte der unbegreifliche Staatsstreich einen Zusammenstoß der Regierung mit dem Volke hervorbringen, welcher seine Wirkungen auch über die Zurücknahme der Verordnung hinaus erstrecken konnte. Mir erschien die Laufbahn eines politischen Schriftstellers von unabhängiger Gesinnung nicht als der Weg zu Ruhm, Einfluß oder Reichthum, sondern als eine gefahrvolle Pflicht: wo es galt, wollte ich die Opposition nicht zur Parade aufführen, sondern wie ein scharfes Schwert zu ernstlichem Trutz und Schutz gebrauchen: an dem Kampfe, der nun als unvermeidlich vor mir stand, mußte ich nach meinem Temperament entweder gar keinen Antheil nehmen, oder mich kopfüber in denselben stürzen: — deßhalb erwog ich in der Stille der Nacht alle Folgen, um über das Schicksal meines gesammten künftigen Lebens mit klarem Selbstbewußtsein zu entscheiden.

Nachdem ich die Reinheit meiner Absichten, und den Umfang meiner Kräfte, insbesondre die Fähigkeit zur Unbeugsamkeit des Willens und zur Ausdauer im Elend geprüft hatte, eröffnete ich die Theilnahme an dem schweren Kampf für die Volksfreiheit mit einem Aufsatz über die Censur-Ordonnanz, worin die folgenschwere Bedeutung der unseligen Maaßregel enthüllt, und zugleich deren Verfassungswidrigkeit nach-

gewiesen wurde. Wie im Vorgefühl der Dinge, welche später kommen sollten, rief ich aus:

„Armes Baiern, dir droht eine lange, finstere Nacht!“ Der Artikel schloß mit der Aufforderung an die Kammern zur Verweigerung der Steuern*). Am Schlusse des Blattes fand sich folgende Nachricht für die Abonnenten:

Der Herausgeber des Kosmopoliten kann die konstitutionswidrige Ordonnanz vom 28. Januar 1831 als eine Anordnung, welcher Folge zu geben sei, nicht anerkennen und wird daher seine Blätter einer Censur nicht unterwerfen, vielmehr von der verfassungsmäßigen Freiheit der Presse so lange Gebrauch machen, bis man Gewalt wider ihn anwendet. Alsdann muß er das Erscheinen des Blattes zwar suspendiren, weil er seinen Charakter nicht so sehr verläugnen kann, um unter einer verfassungswidrig angeordneten Censur zu schreiben; allein er wird bei den Kammern wegen Verletzung konstitutioneller Rechte Beschwerde führen, nach Umständen wider die treffenden verantwortlichen Staats-Beamten vor Gericht Klage erheben und, sobald die nichtige Ordonnanz außer Wirkung tritt, sein Blatt wieder fortsetzen.

Die siebente und letzte Nummer des „Kosmopoliten“ brachte in Baireuth eine sehr große Wirkung hervor, und während vorher die Zeitschrift wenig beachtet ward, erschien jetzt Bote um Bote bei mir, um ein Abonnement zu bestellen. Auch die Kreis-Regierung erfuhr nun

*) Er führt die Aufschrift: „Rückschritte der bairischen Regierung“, und ist in meinen gesammelten Schriften abgedruckt. Das ist auch in Ansehung aller der Artikel des „Kosmopoliten“ der Fall, die oben besonders genannt wurden.

das Dasein des Blattes zum ersten Mal; gab aber dem Stadt-Kommissär sofort Auftrag, wegen der Ausgabe des letzten Bogens mich zur Verantwortung zu ziehen. Ich erklärte zu Protokoll: „eine Regierung, welche die Verfassung verletzt, und darum sich selbst zu verantworten habe, könne ein Gleiches nicht von dem Vertheidiger des Rechtes und Gesetzes fordern.“ Man hatte bisher eine solche Sprache noch nicht gehört, und äusserte einiges Erstaunen; indessen die Sache blieb auf sich beruhen.

Es verdient bemerkt zu werden, wie verschieden die Verordnung vom 28. Januar 1831 in Altbaiern und in Franken aufgenommen wurde. Die Münchner Blätter rückten dieselbe ein, und erklärten, daß der allerhöchste Befehl von ihnen auf das gehorsamste werde befolgt werden. Die fränkischen Zeitschriften erhoben dagegen sämmtlich Einsprache: — so auch das Volksblatt in Würzburg, welches sich der Censur ebenfalls nicht unterwarf, so die „freie Presse“ von Dr. Coremanns in Nürnberg. Von dem letztern Journal erhielt ich unbestellt ein Blatt unter Kouvert, worin die Mißstimmung der Reichsstadt über die verfassungswidrige Einführung der Censur geschildert war. Zugleich wurde von verschiedenen Schritten gesprochen, welche man dort wider die Maaßregel im Sinne habe. Weiter unten im Blatt hieß es sodann:

„Vormittags zehn Uhr. Die Unzufriedenheit der Bürger wird immer allgemeiner!“

„Mittags zwölf Uhr. Noch immer ist die Aufregung im Steigen!“

„Nachmittags vier Uhr. Die Gährung ist so groß .....“

Ich schreibe nur aus dem Gedächtniß, und gebe daher die Ausdrücke vielleicht nicht buchstäblich, doch den Sinn getreu wieder; jedenfalls machte mir die Sache damals große Freude. Nicht daß ich an etwas Ernsthaftes geglaubt hätte; allein meine Laune wurde ziemlich angeregt. Einige Bekannte, welchen ich das Nürnberger Oppositionsblatt mittheilte, hielten dagegen den Inhalt desselben für bedenklicher, und man flüsterte sich endlich an vielen Orten ins Ohr: „in Nürnberg ist wegen der Censur-Ordonnanz die Revolution ausgebrochen!“ Abgesehen von der Lärm-Kanone der „freien Presse“ wünschte ich die Reichsstadt zu besuchen, um mit verschiedenen angesehenen Männern über eine gemeinsame Opposition gegen die Verletzung der Verfassung Rücksprache zu nehmen. Da ich nebenbei zur Vergleichung auch die Stimmung der freisinnigen Nürnberger gerne beobachtet hätte, so ließ ich für den andern Tag einen Schlitten bestellen. Mein ältester Sohn Max, ein Knabe von 9 Jahren, begleitete mich: früh um 3 Uhr fuhren wir ab, und Mittags waren wir schon in Nürnberg. Um Stoff für den Humor zu erhalten, ließ ich den Kutscher eine Weile in der Stadt herumfahren, ehe nach dem rothen Roß eingebogen wurde. Natürlich fand ich nur die gewöhnliche, ruhige Geschäftigkeit, und ich dachte nicht ohne Heiterkeit ..... „Vormittags zehn Uhr, Mit ....“ Wir kamen im rothen Roß noch zur Tafel, und mein Max, welcher

einen so glänzenden Saal noch nicht gesehen hatte, schaute mich sehr ernsthaft an, um alle meine Verbeugungen oder sonstigen Höflichkeiten genau nachzuahmen. Kaum hatte mich der Gastgeber erblickt, als er vom Sitze aufsprang, und mit dem Ausruf mir entgegen eilte: „Jetzt, meine Herren, werden wir die Wahrheit aus erster Quelle erfahren!“ Mehrere Mitglieder der Gesellschaft umgaben mich in gespannter Erwartung und es strömten bald von dem einen, bald von dem andern Fragen hervor.

„Ist der Kampf entschieden, hat das Volk gesiegt, ist schon eine provisorische Regierung eingesetzt?“

„Wie, wo, wer, was, wann?“

„Der muthige Herausgeber Ihres „Kosmopoliten“ hat erklärt, daß er der Censur sich nicht unterwerfe, die Nationalgarde hat die Waffen ergriffen, um die Presse zu schützen, das Volk ......“

„Sachte, sachte! Die Polizei hat den Drucker des Kosmopoliten gefragt, wie er es wagen könne, einen Tadel der Regierung unter seine Pressen zu legen, und der Mann ist durch diese Frage in eine solche Todesangst gerathen, daß er nicht um den Berg Sinai noch eine Zeile des Baireuther Oppositionsblattes gedruckt hätte. — Der Kosmopolit hat es daher wie zu **sieben Abonnenten**, so auch zu **sieben Nummern** gebracht, und ist dann mit seinen Lorbeeren heimgegangen!“

„So, so, und wir hätten beinahe Eilboten nach Baireuth abgesendet, um Erkundigung einzuziehen.“

„Dann wäre es den Abgesandten eben gegangen, wie mir.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Ich bin hieher geschickt worden, um die Nürnberger Revolution zu sehen!“

„Revolution in Nürnberg?“

„Herr Coremanns hat ja gedruckt: Vormittags zehn Uhr, Mittags zwölf Uhr, Nachmittags vier Uhr!“

„Ah so! Sieht das in der Ferne so gefährlich aus?“ Indessen Scherz bei Seite! Wenn wir auch keine Barrikaden errichtet haben, so hat die Censur-Ordonnanz doch allgemein einen sehr üblen Eindruck hervorgebracht. Wir fühlen uns allmälig als Staatsbürger und wollen nicht mehr wie die Kinder gegängelt sein, sondern in den Angelegenheiten des Landes auch ein Wort mitsprechen. Deßhalb ist Oeffentlichkeit des Staatslebens, folglich freie Presse, ein unabweisbares Bedürfniß. Nürnberg hat die Wohlthaten der freimüthigen Besprechung öffentlicher Angelegenheiten besonders kennen gelernt, da hierdurch unter andern auch die Beschaffenheit der städtischen Verwaltung klar beleuchtet wurde. Man wird daher wider die Verletzung der Verfassung nachdrückliche Einsprache erheben und die Wiederherstellung des Rechtszustandes fordern. Der Rath unsrer Stadt ist bereits versammelt, um als Organ der öffentlichen Meinung in diesem Sinn sich auszusprechen.“ — —

In der That erschien bald eine amtliche Protestation des Stadtmagistrats in Nürnberg wider die verfassungswidrige Censur-Verordnung, welcher bald eine zweite von Bamberg folgte. Nachmittags

machte ich verschiedene Besuche und hiebei erfuhr ich die nähern Umstände der Censur-Einführung, sowie die Stimmung im Innern der Staats-Regierung selbst. Die Maaßregel war lediglich von der Hofpartei, den Minister von Schenk an der Spitze, ausgegangen, und hatte sowohl im Staatsrath, als bei andern Ministern entschiedene Mißbilligung gefunden. Von dieser Seite freute man sich sogar, als die einmüthige Einsprache der fränkischen Blätter und bald darauf die amtlichen Protestationen der Magistrate von Nürnberg und Bamberg in München eintrafen. Bei meiner Rückkehr nach Baireuth fand ich jene Aufschlüsse bestätiget, weil sogar einzelne Beamte wider die Censur-Verordnung sich aussprachen.

Es war auffallend, daß die letztere gerade im Augenblick der Einberufung der Kammern erlassen wurde: denn die Abgeordneten schickten sich eben zur Abreise nach München an. Man hatte nun Gelegenheit, die verfassungsmäßigen Rechte des Landes zu schützen, und da die Volkskammer in Baden durch ihre Freisinnigkeit später die Augen von ganz Deutschland auf sich ziehen sollte, auch überhaupt der öffentliche Geist in einem großen Theil des Vaterlandes mächtig sich entwickelte, so sah man in Baiern dem bevorstehenden Landtag ebenfalls mit Spannung entgegen. In Baireuth war nach dem Aufhören meiner Zeitschrift für mich nichts mehr zu thun, und ich beschloß daher, der Eröffnung der Ständeversammlung beizuwohnen, um mir für die Dauer derselben, wo möglich, in München eine öffentliche Wirksamkeit zu verschaffen. Ende Hornungs 1831 fuhr ich daher in Begleitung meines Max dahin ab.

Im goldenen Hahn, wo ich für die ersten Tage meine Wohnung nahm, waren ausser mehrerern Abgeordneten auch noch viele andere Männer von Bedeutung versammelt, welche die Erwartungen von dem Landtag in die Hauptstadt geführt hatten. So zahlreich aber auch die Gesellschaft war, so vermied es doch Jedermann sichtbar, die Staats-Angelegenheiten ins Gespräch zu ziehen. Weder die Mitglieder oder Anhänger der Regierung, noch jene der Opposition wußten recht, wie die Stimmung der Stände beschaffen sein werde. Es war eben eine neue Abgeordneten-Kammer auf sechs Jahre gewählt worden, und zwar unter dem Einfluß des freisinnigen Emporstrebens, welches damals in einem großen Theile Deutschlands mit entschiedenem Erfolge statt fand: die Wahrscheinlichkeit sprach demnach freilich für das Übergewicht der liberalen Opposition; allein jede Partei wollte sich erst über ihre numerische und intelligente Stärke Gewißheit verschaffen, ehe die Vorposten-Gefechte in den gesellschaftlichen Erörterungen begännen. Nur der geheime Rath Lang von Ansbach, der bekannte Humorist, welchem ich bei Tisch gegenübersaß, machte zuweilen einige sarkastische Anspielungen auf die Maaßregeln der Regierung; doch man that, als verstehe man sie nicht.

Anfangs März 1831 waren endlich die Abgeordneten bis auf wenige Ausnahmen in München angekommen, und es eröffnete sich nun eine ungemein anziehende Bewegung unter den Ministern, wie Deputirten, um gegenseitig Freund und Feind kennen zu lernen. Vorsichtig

berührte man in den Gesellschaften allmälig die Staatssachen, und den Anfang machte immer die Censur-Verordnung.

„Wie wurde sie in Ihrer Gegend aufgenommen?"

war die gewöhnliche Frage, aus deren Beantwortung man die Gesinnung des Angeredeten erfahren wollte.

Die fränkischen Abgeordneten pflegten Abends in einem Kafeehause zusammen zu kommen, und es bildete sich dort bald das Hauptquartier der Opposition in der geselligen Welt: denn nicht nur Rheinländer und Schwaben, sondern auch viele freisinnige Baiern fanden sich ein. Jetzt ergab sich sofort, daß eine gemäßigte liberale Richtung in der zweiten Kammer eine außerordentliche Mehrheit erlangen, ja daß nach Umständen selbst die entschiedenere das Uebergewicht behaupten könne. Man beschloß daher, nicht bloß auf Zurücknahme der Censur zu bestehen, sondern auch Gewährschaften für die Beobachtung der Verfassung zu erwirken. Ueberhaupt ging der bewußte Plan aller höher stehenden Männer dahin: die geistigen Interessen durch bessere Entwicklung des konstitutionellen Prinzips und die materiellen durch wesentliche Abgaben-Minderung zu befördern.

Unter solchen Umständen war es von Wichtigkeit, in München eine unabhängige Zeitschrift in der freisinnigen Richtung zu gründen: denn es ist ein Erfahrungssatz, daß die Rednerbühne der gesetzgebenden Kammern mit der freien Presse in Wechselwirkung treten müsse, wenn das wahre öffentliche Leben der Völker entstehen soll. Das „Volksblatt" setzte zwar unter einer andern Form — als Theil eines Buchs — sei-

nen Lauf ohne Censur fort, allein sein Verlagsort Würzburg war so weit entfernt, daß es nicht genug auf die Verhandlungen der Kammer einzuwirken vermochte.

Ich beschloß darum, in München selbst ein Blatt zu gründen; aber die Buchdruckereien waren dortmals wegen der amtlichen Protokolle der Abgeordneten-Kammer und wegen vieler Regierungs-Arbeiten so sehr beschäftiget, daß ich keinen Drucker finden konnte. Verschiedene angesehene Deputirte boten zwar ihren ganzen Einfluß auf, um eine Offizin für meinen Zweck zu ermitteln, doch vergeblich. Da wurde mir unerwartet der Antrag gemacht, die oberste Leitung der Zeitschrift: „**das Inland**", zu übernehmen, bei welchem unter andern mein nachmaliger Freund, Dr. Wilhelm Schulz, beschäftiget war. Jenes Blatt trug allerdings einen halboffiziellen Charakter und hatte die Unterstützung der Regierung zur Aufgabe; allein dieß konnte nach meiner damaligen Stellung an sich noch kein Grund sein, den bemerkten Antrag ohne weiteres abzuweisen. Zuvörderst lieferte die erprobte Freisinnigkeit von Wilhelm Schulz den Beweis, daß unabhängige Gesinnung mit der Redaktion des „Inlandes" keineswegs unvereinbarlich sei, und dann fühlte ich mich dortmals von meinen Grundsätzen aufgefordert, der Regierung, unbeschadet meiner Selbstständigkeit, mich eher zu nähern, als zu entfremden.

Wie die Aufsätze des „Kosmopoliten" gezeigt hatten, war es mir nicht um eine wortreiche, glänzende Opposition zu thun, welche nach Volksgunst oder Ruhm trachtet, sondern es drängten mich eine Masse

positiver Ideen, denen ich die Verschmelzung mit dem Staatsleben wünschte. Dieß konnte von oben herab viel leichter zu Stande gebracht werden, als im Wege der Volksaufregung, wenn nur die Regierung aufrichtig der Verfassung zugethan gewesen wäre, und mit ächt freisinnigen Grundsätzen nach Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt gestrebt hätte. Ich konnte bei meinem damaligen offenen Vertrauen mir es niemals als möglich denken, daß die Verwaltung eines Landes ihre Interessen geflissentlich mit jenen des Volkes in Widerspruch setze, und ich traute darum auch der bairischen Regierung längere Zeit gute Absichten zu. Durch die Censur-Verordnung wurde jener Glaube freilich stark erschüttert, gleichwohl noch nicht gänzlich zerstört. Als ich nun nach meiner Ankunft in München von eingeweihten Männern Aufschlüsse über die gegenwärtigen Staatsabsichten der Minister erhielt, als man mir versicherte, daß der begangene Mißgriff auf eine der freisinnigen Richtung vortheilhafte Weise wieder gut gemacht werden soll, wurde ich bald versöhnlicher gestimmt, und ich beschloß nur, über die wirklichen Gesinnungen der Regierungs-Mitglieder, wo möglich, mir Gewißheit zu verschaffen. Deßhalb nahm ich eine Einladung des Freiherrn von Cotta, Eigenthümers des „Inlandes“, zu einem Abend-Besuch bereitwillig an.

Es war dieß der nunmehr verstorbene geheime Hofrath von Cotta, ein Mann von bedeutendem Alter, doch unglaublicher Thätigkeit. Noch jetzt bewundere ich den hochbejahrten Mann, wie er von frühem Morgen bis spät in die Nacht seine vielverzweigten Unternehmungen und

Institute selbstständig leitet, und noch obendrein an den Staatsgeschäften eifrigen Antheil nahm *). Herr v. Cotta empfing mich mit Auszeichnung, und wir waren bald in ein Gespräch über die öffentlichen Verhältnisse vertieft

„Sowohl der Herr Minister als ich wünschen, daß ein höher gebildeter Rechtsgelehrter der Zeitschrift: „das Inland", vorstehe. Es hat dem Blatt nicht an vorzüglichen Männern in diesem Fach gefehlt: Professor Puchta besorgte es bis vor Kurzem, und auch sein Nachfolger, Dr. Stahl, Privatdocent an der Universität, ist ein gelehrter Mann; indessen wegen des bevorstehenden wichtigen Landtags wünscht man zur Theorie noch die Gewandtheit in praktischen Geschäften."

„Ihr gütiges Vertrauen ist für mich von hohem Werth, und es würde mich auch glücklich machen, der Leitung der Landesangelegenheiten näher zu stehen, wenn sich nur gegen die Absichten und, verzeihen Sie, auch die Einsichten der Minister nicht so mancher Zweifel aufdränge."

„Es kommt darauf an, ob man bei näherer Erörterung dieselben nicht beseitigen, oder wenigstens schwächen könne."

„Das Land hat große Bedürfnisse, und was geschieht, ihnen abzuhelfen? Um nur mit einem ganz nahe liegenden Gegenstand zu be-

---

*) Ein Aufsatz der Seeblätter in Konstanz, welcher eine Aeußerung im häuslichen Kreise zur öffentlichen Erörterung zog, verwechselte den geheimen Hofrath von Cotta mit dessen Sohn, dem gegenwärtigen Eigenthümer der allgemeinen Zeitung, und hat eben so die Sache selbst mißverstanden.

ginnen, so wird der Handel durch das unselige Zollwesen täglich mehr zerstört, und es muß nicht nur die traurigste Verarmung, sondern in Folge des Schmuggelns sogar Unsittlichkeit, ja zuletzt ein wahrer Krieg an den Grenzen in Aussicht treten.“

„Ich bin mit Ihnen auf das innigste überzeugt, daß die Handelsfreiheit unendlich heilsam sei, und kann Ihnen von der Aufrichtigkeit jener Ueberzeugung Beweise geben, die zugleich Ihr Vertrauen zu der Regierung vielleicht wieder etwas heben werden. Man sucht von Seite Baierns und Würtembergs einen großen Zollverein mit Preußen herzustellen, und ich habe selbst an den Unterhandluugen Antheil genommen. Der Verwalter einer meiner Fabriken schrieb mir, daß er mich bei Beförderung eines solchen Planes nicht begreifen könne: denn mein Geschäft würde durch die Vollziehung desselben zu Grunde gerichtet. Die Antwort war: eine Fabrik, welche nicht gewinnt, sondern leidet, wenn ihr Markt von 6 auf 15 Millionen ausgedehnt wird, verdient das Dasein nicht!“

Solche Grundsätze waren mir aus dem Herzen genommen, und ich fühlte mich selbst unwillkürlich zu dem lebhaften Greis hingezogen.

„Es wäre ein großes Glück,“ fuhr ich nach einer Pause in der Unterhaltung wieder fort, „wenn die bairische Regierung in Ansehung des Handels richtigere Grundsätze annimmt. Aber auch in andern Zweigen wäre so viel zu thun: wie einfach ist z. B. die Idee einer Kreditanstalt für Grundeigenthümer mit Pfandbriefen auf den Inhaber?

Welchen Nutzen stiftet eine solche Anstalt in Schlesien? Was wäre für Erziehung, Rechtspflege, Ackerbau, Gewerbe zu thun u. s. w."

„Ich habe Ihre Abhandlungen im Kosmopoliten gelesen, und mich mit den kühnen Ideen befreundet. Wenn ich auch mit der Art ihrer Durchführung und den Einzelnheiten noch nicht einverstanden bin, so finde ich doch die Grundgedanken wahr. Sie sind noch ein junger Mann und wenn Ihre Erfahrungen zunehmen, werden auch Ihre Ideen alles Jugendliche und Unreife vollends abstreifen, dann aber wenigstens zum Theil der Ausführung sich nähern, sollten auch Sie selbst es nicht mehr erleben. Allein eben weil Sie so viel organisirende Ideen hegen, sollten Sie den Ministern näher treten."

„Gerne, wenn dieselben ein wirklich freisinniges Blatt ertragen könnten, wenn es ihnen nicht um eine papierne Verfassung, sondern um ächte Freiheit und Würde eines öffentlichen Volkslebens zu thun wäre. Davon finde ich jedoch in Baiern noch keine Spur, und das Verhältniß des Volkes zu den Staatsdienern ist im Gegentheil wahrhaft widerlich. Gegen oben beweisen die strengen Herren häufig eine Willfährigkeit, welche nicht von Schmeichelei, ja kaum von Kriecherei entfernt ist, und mit den Pflichten selbstständiger konstitutioneller Beamten keineswegs sich verträgt; gegen Unten verfahren sie dagegen öfters mit empörendem Hochmuth. In Preußen ist, bei allem Anklammern an die unumschränkte Fürstenmacht, doch wenigstens feines und urbanes Benehmen der Beamten gegen die Bürger unverbrüchliche Sitte; allein in Baiern spielt nicht bloß jeder Schreiber, sondern auch

jeder Laufbursche eines Gerichtsdieners den Herrn, dünkt sich vornehmer, als der Bürger, und erlaubt sich gegen denselben ein unanständiges Betragen!“

„Was Sie über Preußen sagen, macht mir Freude: denn ich bewunderte die Regierung jenes Landes in vielen Stücken, namentlich in ihrer musterhaften Verwaltung. Doch die Richtigkeit Ihrer Klagen über Baiern vorausgesetzt, wird die Staatsregierung ohne Zweifel gerne abzuhelfen oder zu mildern bereit sein, wenn sie über die Thatsachen aufgeklärt sein wird.“

„Ja, das ist es eben, daß dieselbe das freie Wort nicht ertragen kann. Aus welchem Geiste ist denn die unglückliche Censurverordnung entsprungen? Ich nähere mich nun der Hauptsache; so lange man den Grundsatz freier Erörterung nicht wenigstens in den innern Angelegenheiten anerkennt, vermöchte ich niemals die Redaktion eines ministeriellen Blattes zu übernehmen.“

„Ich denke über Freiheit der Presse, wie über jene des Handels, kann Ihnen jedoch in dieser Beziehung vollkommene Beruhigung geben. Aus der Wirkung der Verordnung vom 28. Januar hat sich die Staats-Regierung überzeugt, daß man dem Land Abschaffung der Censur im Innern nicht länger vorenthalten kann. Aber die Gesetzgebung war hierin zu lückenhaft, da es an Bestimmungen über Preßvergehen und über das Verfahren in Preßprozessen mangelte. Das Ministerium des Innern wird dagegen jetzt den Entwurf eines förmlichen Gesetzes den Ständen vorlegen, welcher jedenfalls im Innern die Censur gänz-

lich aufhebt, und zugleich im Strafverfahren dem Grundsatz öffentlicher Gerichtsverhandlungen huldigt."

„Das würde allerdings die Sache wesentlich ändern: denn ich lege auf öffentliches Gerichtsverfahren in Preßprozessen beinahe einen eben so großen Werth, als auf Abschaffung der Censur. Indessen bei meiner Ehrerbietung gegen Ihre Versicherungen erlauben Sie mir vielleicht die Bemerkung, daß Gerüchte zuweilen täuschen!" —

„Es ist kein Gerücht, sondern Gewißheit, welche ich auf officiellem Wege erlangt habe. Herr Staatsrath von Stürmer ist bereits mit der Ausarbeitung des besagten Gesetzentwurfs beauftragt, und schon in voller Thätigkeit!" —

Mein Widerstand war nun überwunden, und ich stellte nur noch die Bedingung, aus dem Munde des Ministers des Innern selbst zu erfahren, daß man keine systematische Feindseligkeit gegen das konstitutionelle Prinzip hege. Herr von Cotta suchte aus Gründen, welche mir unbekannt blieben, jene Forderung abzulehnen; allein ich bestand unwiderruflich darauf. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und waren öfters auf dem Punkt, ganz zu scheitern. Fast jetzt denke ich noch mit Unruhe an meine damalige Lage: denn der Aufenthalt in München zur Zeit der Ständeversammlung versetzte mich schon wegen des nothwendigen Verkehrs mit Abgeordneten und Staatsmännern in beträchtliche Kosten, und meine Mittel waren so ärmlich. Gleichwohl fand ich die Kraft zur Ausdauer. Endlich wurde mir auch die letzte

Bedingung zugestanden, und ich bald darauf bei dem Minister des Innern eingeführt.

Herr von Schenk hegt in Beziehung auf die Staatsverwaltung Grundsätze, die ich selten theilen möchte; allein in Anstand und feiner Weltsitte wird er hinter wenigen gebildeten Männern zurückstehen. Sein Benehmen hatte jene anziehende Leichtigkeit, welche von steifem Ceremoniell eben so weit entfernt ist, als von nachlässiger Haltung. Auch die einfache, doch geschmackvolle Kleidung erhöhte den Eindruck, und der schöne Mann trat mir nicht ohne Würde entgegen. Meine offen dargelegten Besorgnisse schienen ihn zu befremden, und ich kann noch jetzt einen gewissen schmerzlichen Zug seines Antlizes sehen, als ich die Frage an ihn richtete: „ob es nicht auf Verkümmierung der Verfassung abgesehen sei.“ Nach den bündigen Versicherungen des Gegentheils, welche selbst mit Wärme und einiger Heftigkeit gegeben wurden, scheinen mir jetzt die Kämpfe Schenks gegen die fortschreitende Zeit weniger aus dem Herzen, als aus der Einsicht entsprungen zu sein. Täuschen wollte mich der Minister gewiß nicht; dagegen waren wir in den Meinungen zu stark ausgeprägte Gegensätze, um nicht bald in Reibung zu gerathen. Deßhalb war es gut, daß ich bei der Leitung des „Inlandes“, wozu ich mich nach den Erklärungen des Ministers jetzt sehr gerne verstand, die vollkommenste Unabhängigkeit mir vorbehielt. Ich legte mehrfach und auf das bestimmteste das Bekenntniß entschiedener Freisinnigkeit ab, und verband damit die Erklärung, daß ich nie ein Wort gegen meine Ueberzeugung schreiben würde. Herr von Schenk

war damit so sehr einverstanden, daß er gerne bewilligte, jene Erklärung an die Spitze der ersten Nummer des „Inlandes“ zu setzen, welche unter meiner Oberleitung erscheinen werde. —

Die Muße in der Zeit der Unterhandlungen hatte ich zum Theil dazu benützt, um die Stimmung der Bevölkerung in München kennen zu lernen. Man hatte mir sonderbare Geschichten in dieser Beziehung erzählt; deren Wahrheit ich gerne untersucht hätte. Ein Engländer z. B. wollte nach der Verkündung der Censur-Verordnung die Revolution in München sehen, wie ich sie in Nürnberg gesucht hatte; aber nicht eine Seele habe auch nur das Dasein der Ordonnanz gekannt. Als der Britte sein Befremden geäussert hätte, daß man so wenig um das Verbot der Preßfreiheit sich kümmere, sei ihm die Antwort ertheilt worden, „ja wenn es Dampfnudeln wären!“ Ich fand inzwischen, daß man den Münchnern doch etwas zu nahe getreten sei; denn ich stieß zuweilen auf freisinnige politische Erörterungen in den Gesellschaften, und auf Mißstimmung wider die Censur. So erzählte unter andern der Verfasser einer Zeitung, daß sein Censor bei dem Unabhängigkeits-Kampf der Polen so sehr russisch gesinnt sei.

„Und was er für lächerliche Sachen macht“, bemerkte der Publicist. „Ich nahm unter andern einen Artikel aus einer Zeitung auf, nach welchem die Polen ein kleines Treffen gewonnen, und dabei sechs Kanonen erbeutet hätten. Der Censor setzte 2 für 6, und schrieb neben hin: „„zwei sind auch genug!““ Nach der neuen Verordnung muß nämlich bei dem Streichen ein Grund angegeben werden.“

Ich ging lachend weg, und da einmal meine gute Laune angeregt war, so wollte ich mich überzeugen, ob man in München nicht auf lebenden Humor stoßen könne, wie etwa im Voigtland. Hierin gaben aber meine Streifereien keine besondere Ausbeute. Man hat in München einen ausserordentlichen Ueberfluß von guten und ungewöhnlich wohlfeilen Lebensmitteln, worunter auch viele Leckerbissen sich befinden. Sollte es das machen? meinte ich: mein Lehrer in Hof schrieb mir wenigstens einstmals unter die lateinische Ausarbeitung: »Haud pingui Minerva!« In diesem Fall wäre ich lieber zur Theorie von Rhode in Erlangen übergegangen, welcher selten sich satt geessen haben soll: — denn der Humor ging mir über alles. Der Vorsicht wegen hatte ich darum auch den voigtländischen Spöttern das Versprechen abgenommen: jede Narrheit von Belang mir zu schreiben, damit ich mich entschädigen könne, wenn München in Beziehung auf Ironie und Laune etwa eine Wüste sein sollte. Später ergab sich hierin auch in der Löwen-Stadt eine sehr reiche Aerndte durch Zwischenakte auf dem Landtag und durch andere politische Konjunkturen; indessen gegenwärtig hatte ich doch eine große Freude, als mir der Briefträger eine dicke Depesche von Hof überbrachte. Die Spötter hatten wieder eine drollige Komödie aufgeführt.

Bei ihrer Belesenheit wußten sie aus Hippel, daß die Mitglieder hoher Königsfamilien alle an dem vornehmen Gesicht, und die großen Männer unter ihnen wieder an dem besondern Ausdruck der Augen zu erkennen sind. In Hof lebte unter andern ein Bäcker, genannt Johann

Hager, welcher ein überaus merkwürdiges Schaafsgesicht hatte. Dieser hörte in den Gesellschaften der Humoristen die Scherze über die Hippel'sche Theorie nach Art der angewendeten Mathematik, und da er an seinem Gesicht bedeutenden Gefallen fand, so setzte er sich allmälig die Tollheit in den Kopf: „er habe frappante Aehnlichkeit mit dem großen Friedrich II.“ Am Ende wurde er gar hochmüthig, ja er faßte, um sich zu zeigen, selbst den unglücklichen Gedanken, auf dem Maskenball einen spanischen Granden vorzustellen. Der Hager war von Person eine närrische Gestalt: bei einer Höhe von mehr als sechs seiner Elephanten-Füße, deren übertriebene Länge schon zum Lachen reizte, war der Oberleib vierschrötig, während die Beine als unverhältnißmäßig dünn sich auswiesen. Da unser Don vollends nicht den mindesten Begriff von geschmackvoller Kleidung hatte, so zog er sich auf eine sehr alberne Weise an, und schnallte einen verrosteten Degen um, der ihm noch überdieß häufig zwischen die Beine kam. Eben so ungeschickt suchte er den Gang der Großen nachzuahmen, indem er die Beine ausspreizte, als wäre ein Stock dazwischen gespannt.

Als er im Saal erschien, heftete ihm eine leichte Hand einen Zettel an den Rücken, worauf mit großen Buchstaben gedruckt war:

„Die Bein' sind dünn und mager,
Ich heiße Johann Hager!“

Nichts konnte komischer sein, als vorne eine Maske und hinten Geburtsschein und Taufzeugniß. Während die Ausbrüche der allgemeinen Heiterkeit im Steigen begriffen waren, meinte der Don, er spiele

seine Rolle so schön, und überbot sich daher in den Grimassen. Endlich hielt man ihm den Zettel vor die Augen: Hager riß vor Entsetzen die Maske ab, und schritt mit stolzem Zorn der Thüre zu. — —

Die Unterhandlungen in Betreff des „Inlandes“ dauerten so lange, daß inzwischen der Landtag begonnen hatte. Mit außerordentlichem Gepränge fand die Eröffnungs-Feierlichkeit statt; aber die Todtenstille auf den belebten Straßen deutete an, daß das freisinnige Aufstreben auch auf München nicht ohne Wirkung geblieben sei. Zugleich erwiesen schon die ersten Handlungen der zweiten Kammer, daß die liberale Opposition entschieden über die Mehrheit zu verfügen habe: denn in Folge der Erwählung von je sechs Kandidaten für die Präsidenten- und Sekretärs-Stellen, welche den Abgeordneten zustand, wurde Professor Seuffert von Würzburg, eines der Häupter der fränkischen Opposition, zum zweiten Präsidenten, und Advokat Culmann von Zweibrücken, ein Notabler der liberalen Richtung im Rheinkreise, zum ersten Sekretär ernannt. Unter den Kandidaten für die erste Präsidentenstelle befand sich freilich Freiherr von Schrenk, eine Hauptstütze der Regierung; allein seine Wahl wurde keineswegs von der ministeriellen Partei durchgesetzt, sondern von der Opposition aus gutmüthigen Absichten selbst unterstützt, weil man den Wirkungskreis des ersten Präsidenten nicht für so wichtig hielt, als jenen des zweiten. Der Grund dieses folgenschweren Irrthums lag in der eigenthümlichen Geschäftsordnung der Volkskammer. Nach derselben hatte nämlich bei allen Erörterungen der zweite Präsident das **erste**, und der erste Sekretär das

letzte Wort. Wie später Freiherr von Closen in der Kammer selbst witzig bemerkte, schien also der eine der Leithammel und der andere der Schäferhund zu sein, welcher die unfolgsamen Widder in das Geleise der Pflicht zurückbringt. Doch wie dem auch sei, die Liberalen wollten sich wenigstens des ersten und letzten Wortes versichern, und gaben ihren zwei einflußreichsten Häuptern jener Zeit, Seuffert und Culmann, eine ungeheure Mehrheit von Stimmen. Dieß war so sehr der Fall, daß der Hof nicht wohl für einen andern Kandidaten sich entscheiden konnte, jenen Männern vielmehr die Bestätigung ertheilen mußte.

Während der erste wichtige Sieg der Opposition das Selbstvertrauen stärkte, und für einen guten Ausgang der Hauptkämpfe neue Hoffnung erweckte, stellte zugleich der innere Bau der Volkskammer, d. h. die Art ihrer Zusammensetzung Verhandlungen vom höchsten Interesse in Aussicht. Wie die Zeit selbst, welche sie geboren hatte, bot die bairische Volksvertretuug vom Jahr 1831 in reicher Mannigfaltigkeit den Ueberfluß energischer Strebekräfte, und das lebendige Wechselspiel reizbarer Gegensätze dar. Auf der einen Seite stand mit der Miene der tiefsten Ehrerbietung der treue Diener der Krone, und auf der andern ein ernster, verschlossener Republikaner, dessen innere Glut wie bei dem Aetna mit einer Eiskruste bedeckt war. Hand in Hand mit dem Vertreter des Königlichen Glanzes ging der fromme Priester, und so eifrig war die Anhänglichkeit des letztern an ultramontanisches Papstthum, daß man in die Zeiten Gregors VII. und Innocenz III. versetzt zu sein

wähnte. Wie die Wölbung von den Polen an gegen die Mitte aufstieg und immer größere Bogen bildete, so gruppirten sich die Anhänger eines gemilderten Royalismus und jene einer gemäßigten Demokratie mehr massenweise in vielfältigen Abstufungen. Aufgerüttelt vom Geiste der Freiheit wollte Niemand ohne Partei und Meinung bleiben, sondern ein Jeder vielmehr die neuen Ideen thatkräftig befördern oder bekämpfen. Aber in diesen ungeheuern Mannigfaltigkeiten und grellen Abständen der Ansichten kämpften die einfachen Bürger und Landleute lange verwunderungsvoll mit sich selbst, um die ihnen zusagende Richtung herauszufinden. Bald schwankten die gewohnheitsmäßigen Anhänger des Thrones, bald jene der Demokratie zwischen dem gemäßigten und dem entschiedenen Ausdruck ihrer Meinung, und es war insbesondre ein anziehendes Schauspiel, wie selbst schlichte Landleute von dem gemüthlichen Liberalismus eines Seuffert gleichwohl immer wieder zu den strengen Grundsätzen des einzigen Republikaners der Kammer sich hingezogen fühlten. Auch an solchen Charakteren fehlte es nicht, welche wie ein Janus mit zwei Gesichtern beide unvereinbarliche Richtungen verschmolzen darstellen wollten, ja es ergaben sich fast Seitenstücke zur Barrère. Hieher gehörte unter andern Rudhart, Regierungs-Direktor in Regensburg, für welchen ich früher so große Begeisterung hegte. In dem Aufsatz: „Charakter der bairischen Regierung", schrieb ich am Schluß:

„Jedenfalls ist wenigstens sehr zu bedauern, daß die intellektuelle Kraft des Ministerius nicht durch jenes bekannte Talent verstärkt wird, dessen glän-

zende Strahlen soviel Licht über den Zustand von Baiern verbreitet haben, und dessen hinreißende Beredsamkeit selbst in England und Frankreich der Gegenstand allgemeiner Bewunderung sein würde.“

Es ist hier Rudhart gemeint, und ich trug damals in Baireuth wesentlich dazu bei, daß er zum Abgeordneten gewählt wurde. Leider ging bald nachher eine große innere Veränderung mit meinem Liebling vor. Jener ausgezeichnete Staatsmann gehörte nach seinem Gemüth ohne allen Zweifel dem volksthümlichen Prinzip an; allein er konnte sich nicht so hoch erheben, gegen die Reize des höchstmöglichen Einflusses im Staate gleichgültig zu sein. Er wollte vielmehr höher steigen, und deßhalb mit der Regierung es nicht ganz verderben. Da er zugleich von seinem Naturel zur Freisinnigkeit getrieben wurde, so ging sein Benehmen auf dem Landtage von 1831 nach und nach in ein sonderbares Doppelspiel über. Am launigsten zeigte sich dasselbe bei der Frage über Gesetzlichkeit oder Widerrechtlichkeit der Censur. Durch alle seine Grundsätze zur Vertheidigung der Preßfreiheit gedrängt, und durch seine ehrsüchtigen Pläne gleichzeitig zur Schonung der Hofpartei genöthiget, suchte Rudhart mit einem großen Aufwand von Kunst, die widersprechende Aufgabe zu lösen, ohne den Schein der Achselträgerei zu erregen. In einer glanzvollen Rede zeigte er zuerst auf unwiderlegliche Weise, daß in der Verordnung vom 28. Januar eine Verletzung der Verfassung liege. Mit immer steigendem Scharfsinn trieb er den Minister aus einer Verschanzung in die andere, bis er ihn endlich so zu sagen selbst ergriff, und geistig ihm mitspielte, wie in den Ansiedlern

jener Seemann seinen Gegner leiblich bearbeitete. Dann legte er aber auf ein Mal wieder Balsam auf die Wunden, indem er dem Antrag auf Anklage des Ministers heftig widersprach. Es schien gerade so, als wenn er Herrn von Schenk erst schadenfroh halb ausgezogen, und ihm dann wieder mitleidig einen Mantel zugeworfen habe, um seine Blöße zu bedecken.

In Beziehung auf Talente behauptete die liberale Opposition ebenfalls das Uebergewicht. Rudhart, aus Bamberg in Franken, nahm durch Geist und Kenntnisse freilich den obersten Rang ein; indessen Schüler blieb ihm in der Dialektik überlegen, und zugleich stand die Anzahl begabter Männer auf den Bänken der Opposition in unverhältnißmäßiger Mehrheit. Zum Unglück für die ministerielle Partei ward dieselbe noch überdieß viel zu häufig durch einen Mann vertreten, welcher durch Stillschweigen seiner Sache ungleich mehr genützt haben würde. Es war dieß ein Abgeordneter von München, ein rechtskundiger Verwaltungsbeamter. Derselbe hatte eine wahre Manie zum Sprechen, obgleich er, durch die Art seines Vortrages, sowohl den Humor der Deputirten, als jenen der Zuhörer erregen mußte. Einst begann er seine Rede in folgender Art:

„Nachdem die hohe Staatsregierung einen, — diesen wichtigen … hochwichtigen Gegenstand uns vorlegte, — — vorzulegen bewogen wurde ..... sich fühlte, werden es unsere Pflichten, welche besonders in einer Zeit, wie wir leben, entstehen, erheischen, daß wir die wohlthätigen Absichten der allerhöchsten Staatsregierung, die hochdieselbe so

oft mit so schlagenden Beweisen, daß selbst die hartnäckigste Opposition nicht läugnen konnte, daß sie so sehr überzeugt sei, daß sie ihre Befriedigung nicht zu verläugnen vermöge, darlegte, anerkennen, und mit jener Aufmerksamkeit, welche man von den Ständen, auf die im gegenwärtigen Augenblick ganz Deutschland mit einer Spannung, die täglich steigt, blickt, erwartet, behandeln!"

Diesen blühenden Styl begleitete der possierliche Redner noch überdieß mit einem auffallenden Wackeln des Oberleibes. Gleichsam als wäre letzterer mit Quecksilber ausgegossen, oder als hänge er wie ein Gliedermännchen an einem Ziehseile, schwankte er unaufhörlich hin und her, bis endlich das Haupt aus lauter Verzückung über die genialen Leistungen in ein schnelles Knapfen überging. Man konnte es der Opposition nicht verargen, wenn sie solche Schwächen gebührend auszubeuten wußte. Indessen noch größeres Vergnügen gewährte ihr eine gewisse eigenthümliche Schattirung der königlichen Partei. Dieselbe ging nämlich von dem Grundsatz aus: daß alle Zustände der Welt täglich schlechter werden, und daß mithin jeder Antrag auf Abänderung, er möge von der Regierung oder von den Ständen ausgehen, ohne alle Prüfung schon deßwegen verworfen werden müsse, weil er eine Neuerung beabsichtige. Bei der Erörterung eines Gesetzentwurfes über die Verbesserung der Geschäftsordnung in der zweiten Kammer, trat jene kleine Gruppe im Heere des Hofes zum ersten Mal hervor. Ein Herr von Dippel aus der Oberpfalz war ihr Führer, und dieser brachte immer nur einen Grund:

„Es kommt nichts Besseres nach!“

„Das ist nur insoferne wahr,“ fiel Freiherr von Closen rasch ein, „als Sie, Herr von Dippel, auf der Rednerbühne der Nachfolger von Herrn Seuffert waren!“

Durch das allgemeine Gelächter der Abgeordneten wie der Zuhörer schwoll unserm Verehrer des Alten die Galle noch giftiger an, und er machte ein überaus grimmiges Gesicht; leider, daß er seiner Natur nach nicht durch Witz, sondern durch Derbheit sich zu rächen suchte.

Die kleinen Sprühfunken Closens abgerechnet, ward die Waffe der Laune in der Kammer selten geführt. Jedenfalls mangelte es an dem höhern Humor, welcher den Gegner durch das Gewicht der Kontraste überwältigt, und, angewendet im Größern, verderbliche Zeitrichtungen durch die unheilbaren Wunden verhüllten Spottes langsam, doch unfehlbar zerrüttet. Eben so vermißte ich, trotz der vielfach ausgestreuten Gaben des Vortrags, jene erschütternde Beredsamkeit, wodurch die Zuhörer wie im Sturme fortgetragen, fast der Herrschaft über ihren Willen ledig werden. Aber solche höhere Weihe gehört wohl auch nicht in die geringfügigern Landtage einer Provinz, wie Baiern, sondern in eine majestätische Reichsversammlung der Deutschen. Aller kleinen Mängel ungeachtet, war die Volkskammer in Baiern vom Jahr 1831 gleichwohl von großer Bedeutung, und in gewisser Beziehung selbst wichtiger, als die badische. Man kennt sie nur noch zu wenig nach ihrem innern Geist und der charakteristischen Eigenthümlichkeit ihrer verborgenen Triebfedern und Strebekräfte: — ich will sie nach beiden

Richtungen hier genau zu malen suchen: darum mußte ich einige allgemeine Grundzüge als leitende Gesichtspunkte voraussenden. — —

Kurz vor der ersten öffentlichen Sitzung der Deputirten-Kammer, und zwar am 8., 9. oder 10. März 1831, trat ich die Leitung der Zeitschrift das „Inland" an. An der Spitze des Blattes fand sich dem getroffenen Uebereinkommen gemäß die Nachricht:

„das „Inland" verfolge von heute an zum Theil eine veränderte Richtung, indem es die Handlungen der Staatsregierung nur insoferne vertheidigen werde, als diese mit der Ueberzeugung des Redakteurs zusammentreffen."

Ich schreibe wiederum nur aus dem Gedächtniß; allein wenn auch die Ausdrücke etwas abweichen sollten, so ist doch der Sinn getreu. Die Gemahlin des Freiherrn von Cotta, eine Dame von ungemeiner Bildung und Liebenswürdigkeit, freute sich besonders über die Bestimmtheit jener Erklärung. Sie pflegte mich nur den „eisernen Mann" zu nennen, und traute in meinem Verhältniß zu der Regierung dem Landfrieden durchaus nicht. „Mag nun daraus entstehen, was da will", bemerkte sie, „man hat es den Ministern doch deutlich genug zuvor gesagt!" — —

Die erste Nummer des „Inlandes", welche unter meiner Redaktion erschien, enthielt einen betrachtenden Aufsatz von mir, worin unter andern gesagt wurde:

„daß die Censur-Verordnung vom 28. Januar 1831 gesetzwidrig sei."

Die Nachricht an der Spitze des Blattes hätte man vielleicht noch übersehen, oder kein besonderes Gewicht darauf gelegt; aber Opposition wider die Censur, dieses Schooßkind des Hofes, in einem ministeriellen Organ, wie soll das zu verstehen sein? Als das Blatt an die bairische Gesandtschaft in Wien gelangte, entstand kein geringes Erstaunen, denn man glaubte: es sei plötzlich ein radikaler Wechsel in den Regierungs-Grundsätzen eingetreten. An andern Orten glaubte man dagegen, Freiherr von Cotta wollte sich aus gewissen Beweggründen mit der bairischen Staatsverwaltung in Opposition setzen, allein er dachte so wenig daran, wie die Regierung an die Veränderung ihrer Politik.

Um dieselbe Zeit fand die erste öffentliche Sitzung der Deputirten-Kammer statt, und ich wohnte ihr bei. Schon in der Einrichtung der Tribünen für die Zuhörer bemerkte ich hiebei die nützlichen Einwirkungen der liberalen Mehrheit. Damit über die Verhandlungen schnell berichtet werden könne, hatte der erste Sekretär der Kammer, Herr Culmann, allen Zeitungs-Redakteuren bereitwillig Einlaßkarten für eine besondere Tribüne angeboten. Es fand dabei keine Begünstigung irgend einer Meinung statt, und so fanden sich denn im bunten Wechsel die Vertreter der verschiedenartigsten Richtungen zusammen. Ich traf bei dieser Gelegenheit unter andern Dr. Eisenmann aus Würzburg, welcher von den Kammer-Debatten eine besondere Ausgabe veranstaltet hatte, und seine beiden Mitarbeiter, Dr. Kurz und Dr. Krause. Da auch manche Anhänger des starren Stillstandprinzips sich einzufinden pflegten, so gab es öfters sehr belustigende Zwei- oder Dreigespräche.

Die erste Sitzung der zweiten Kammer betraf die Antworts-Adresse auf die Thronrede, und da hier der parlamentarische Kampf wider die Censur-Verordnung vom 28. Januar 1831 eröffnet werden mußte, so hatte die Erörterung ein ungemeines Interesse. Wie eine Batterie, deren Geschütze sämmtlich nach Einem Ziele gerichtet sind, oder wie ein Feuerwerk, wo die Raketen, Schwärmer und Feuerräder in unaufhörlicher Abwechslung lebhaft emporprasseln, wurden die Angriffe der freisinnigen Abgeordneten gegen die Ministerbank geschleudert. Es lag in diesem Anstürmen eine Einheit, und durch die große Mehrheit der Liberalen ein so überwältigendes Gewicht, daß das verantwortliche Werkzeug der lichtscheuen Ordonnanz, wie sie nun hieß, schon im ersten Treffen wie betäubt dahinsank. Dazu kam noch, daß die Vertheidigung von Seiten einiger Regierungsorgane sichtbar lau blieb, weil es in den Ministerien eine geheime Spaltung gab, welche den Sturz des Herrn von Schenk wünschte. Mich stimmte es daher öfters fast zum Mitleiden, wenn ich den armen Mann in seiner Vereinzelung gegen eine unverhältnißmäßige Uebermacht ankämpfen sah.

Unmittelbar nach der Sitzung wollte ich in gedrängten Umrissen ein getreues Bild derselben für meine Zeitschrift entwerfen, was nicht so leicht war, als es Anfangs zu sein schien. Nach der liberalen Anordnung des ersten Sekretärs sollten uns zwar die Arbeiten der Schnellschreiber zu Gebote stehen; indessen dieses Institut war noch nicht so durchgebildet, daß es uns hätte Vorschub leisten können. Ich schuf mir daher meine eigene Art der treuen Auffassung umfassender Erörte-

rungen. Während ich denselben mit voller Aufmerksamkeit folgte, und über Wesentliches häufig kurze Notizen nahm, drückte ich mir die Debatte mit allen ihren Einzelnheiten lebendig ein, und hiernach bearbeitete ich sogleich nach jeder Sitzung den Bericht über die Verhandlungen. Meine Thätigkeit war jetzt wieder bedeutend in Anspruch genommen. Von 9 Uhr Morgens bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags währte die Kammersitzung, und nachdem ein kleines Mahl hastig genommen war, beschäftigte mich die Berichterstattung bei wichtigern Debatten mehrere Stunden. Sodann mußten die Journale gelesen, die nächsten Geschäfts-Gegenstände in der Kammer vorbereitend studirt, die leitenden Aufsätze für das täglich erscheinende „Inland“ überdacht und ausgearbeitet, die Korrekturen des Blattes besorgt, und doch noch mit Abgeordneten oder Staatsmännern zum Austausch der Ideen gesellschaftlicher Umgang gepflogen werden. Meine Gewohnheit, sehr früh aufzustehen, leistete mir jetzt ersprießliche Dienste, und ich bewältigte das Übermaaß der Geschäfte ohne wesentliche Beihülfe. —

Je mehr ich in das öffentliche Staatsleben verwickelt wurde, desto mehr überzeugte ich mich, wie unendlich heilsam die freie Regsamkeit der Kräfte selbst in den Gegensätzen sei. So fand ich insbesondre die Bemerkungen durch die Erfahrung so sehr bestätiget, welche ich in dem ersten Aufsatz des Kosmopoliten über die Preßfreiheit gemacht hatte. Dort führte ich unter andern den Satz aus: daß dem Mißbrauch der Presse durch diese selbst gesteuert, daß jeder Uebergriff einzelner ihrer Organe durch andere nachdrücklich geahndet, und gehässigen Angriffen

durch den Unwillen der öffentlichen Meinung bald ein Ziel gesetzt werde *).

Wie wahr dieß sei, erfuhr ich nun häufig auf eine sehr eindringliche Weise. In dem „konstitutionellen Deutschland“, welches in Straßburg erschien, wurden z. B., bei allen guten Absichten, doch zuweilen grundlose Angriffe gegen das bairische Ministerium vorgebracht, und ich verfehlte nicht, dieselben mit ruhiger Gründlichkeit zu widerlegen. Einst traf die Erwiederung so scharf, daß die gesammte Opposition die empfindliche Niederlage des Straßburger Blattes fühlte, und in solchem Sinne hin und wieder auch sich äußerte. Auch später, wo ich selbst in den Reihen der heftigsten Opposition stand, mußten wir bei Uebereilungen Einzelner von uns den glänzenden Sieg der Minister bisweilen zugestehen. Nicht entfernt ist daher die freie Erörterung der Staatsangelegenheiten einer fähigen und wohlgesinnten Regierung nachtheilig, und nicht zur Schwächung, sondern zur Kräftigung dient sie einer solchen. Es ist richtig, daß es sich in der Opposition leichter schreibt, als in der Vertheidigung der Verwaltung: indessen in Deutschland, wo man mehr auf die Sachen, als die Personen sieht, wo jedes systematische Ankämpfen gegen die Autorität mit Strenge beurtheilt wird, darf sich Niemand über die Gesetze der Schicklichkeit und der Wahrheit erheben, ohne von der öffentlichen Meinung mit Kälte zurückgestoßen

---

*) Man sehe den Aufsatz in den gesammelten Schriften, und zwar die mit gesperrter Schrift gedruckte Stelle.

zu werden. Allerdings liest man bei uns geistreiche Kritiken der Regierungshandlungen gerne; doch, fast möchte ich sagen, mit Neid, wenigstens mit sichtbarer Eifersucht wacht das Publikum darüber, daß der Anstand des Ausdrucks, die Achtung vor dem Gesetz, und die Pflichten gegen die Wahrheit beobachtet werden. Kein Reich ist deßhalb geeigneter für völlige Freiheit der Presse, als Deutschland, und wohl hatte Herr von Abel Recht, als er in einer Sitzung der bairischen Deputirten-Kammer vom Jahr 1831 am Minister-Tisch mit tiefer Ueberzeugung und ergreifender Wärme aussprach:

„Die Censur ist eine morsche Krücke schwacher Regierungen!"

Die erste Sitzung der Deputirten-Kammer hatte auf mich einen tief erregenden, lange nachhaltenden Eindruck gemacht. Nicht bloß Sachkenntniß und reife Beurtheilungskraft, sondern auch Gemeinsinn, Liebe zu dem Guten, mit einem Wort Patriotismus zeigte sich auf den Bänken der Opposition. Mit diesen reichen und vielseitigen Kräften hätte eine aufgeklärte Regierung unendlich viel Nützliches stiften können. Vom systematischen Widerstand, von einer Ueberspannung der Ansprüche auf Verbesserung war in den Massen der Opposition nirgends eine Spur zu finden, und man war dort vielmehr mit bescheidenen Fortschritten zufrieden. Dieß zeigte sich schon bei den ersten Verhandlungen, weil bei manchen Anträgen die Opposition sich theilte, und der namhafteste Theil derselben, selbst Seuffert und Culmann an der Spitze, auf Seite der Regierung stand. Unter solchen Umständen sprach

ich letzterer so eindringlich zu, die Bahn weiser Reformen zu betreten, mit dem Geist der Zeit sich zu versöhnen, den wohlgesinnten, gemäßigten Freunden des Volkes die Hand zu bieten. Ich ermüdete nicht, Vorstellungen der Art, unaufhörlich zu wiederholen, und wie wohl gemeint dieselben waren, gestanden mir öfters sogar meine spätern Gegner zu. Zugleich repräsentirte diese Politik mit völliger Entschiedenheit den höher gebildeten Theil der Gesellschaft, selbst bei der Aristokratie des Landes. Mancher Staatsmann drückte mir wegen dieses oder jenes Aufsatzes im Stillen theilnehmend die Hand: manche hochgestellte Persönlichkeit erklärte sich in den vertrautern Kreisen sogar offen für jene Richtung, und ich erhielt später überhaupt die überzeugendsten Beweise, daß ich den Gesinnungen der tüchtigsten Männer in den Höhepunkten der Gesellschaft nur die Worte lieh, nur das aussprach, was sie in ihrer Stellung nicht öffentlich sagen wollten. Indessen ein geheimer Einfluß auf die Staatsregierung, welcher der gespenstermäßigen Furcht vor Revolutionen entsprang, machte alle Rathschläge freisinniger Männer wirkungslos, und lähmte alles Anstreben der aufgeklärten Regierungs-Mitglieder zur Einleitung einer wahrhaft konstitutionellen Verwaltung.

Die Häupter und Beamten des wirklich organischen Staates können ferner nicht bloß Rechte, sondern sie müssen auch Pflichten haben: sie sollten ihre öffentliche Stellung nicht als den Weg zu Ruhm und Macht, nicht als das Mittel zu übermäßigem Lebensgenuß, sondern als ein schweres Amt, oder mit einem Wort als eine Aufopferung für

öffentliche Zwecke ansehen. Dann wird man jedoch die Obliegenheit fühlen, in den Ansprüchen auf die Gegenopfer des Volkes einsichtsvoller Mäßigung sich zu befleißigen, und als Mittel zum Zweck jeder unnöthigen Pracht oder sonst einer Verschwendung sich zu enthalten. Solche Grundsätze, zu denen sich die preußische Regierung im Drang der Umstände öfters bekannte, sah ich in meinem Wirkungskreis den Worten nach wohl sehr gerühmt, der Sache nach dagegen fortwährend verletzt, und die frühere Mißstimmung wollte in meinem Innern wieder lebhaft rege werden. Dazu kam noch, daß ich über die kalte Gleichgültigkeit der Staatsverwaltung gegen drückende Uebelstände ungemein betrübt wurde. Um mich hierüber deutlicher zu erklären, will ich nur ein Beispiel anführen.

Bei mehrerern Untergerichten in Baiern befinden sich mit Recht keine Advokaten, und müssen daher von den Parteien in einer der umliegenden Städte aufgesucht werden. Dieß ist z. B. in der Gegend von Baireuth bei den Landgerichten Hollfeld, Pottenstein, Pegnitz, Weidenberg und Gefrees der Fall. Gewöhnlich führen in den Rechtssachen bei jenen Gerichten zwei Sachwalter aus Baireuth für beide Theile den Prozeß. Nach schriftlicher Einreichung der Klage, und nach der Anzeige des gegnerischen Anwaltes, daß er den Beklagten vertrete, ladet nun z. B. das Landgericht Pegnitz beide Sachwalter zur Verhandlung vor. Letztere besteht in nichts anderem, als daß der Advokat des Beklagten die Beantwortung der Klage, jener des Klägers die Replik und ersterer wieder die Duplik zu Protokoll diktirt.

Nachher reisen beide Anwälte wieder ab, und das Zwischenurtheil oder das Haupterkenntniß des Gerichts, oder was sonst nach Lage der Akten zu verfügen ist, wird ihnen nur nachgesendet. Da sohin der Richter in solchen Fällen bei der ersten Verhandlung gar nichts zu thun hat, so könnten beide Advokaten eben so gut vor dem Stadtgericht Bayreuth recessiren, und diese Behörde das Protokoll dem Landgericht Pegnitz zusenden. Letzteres hätte also das Baireuther Gericht nur um Aufnahme der Verhandlung zu requiriren, ohne ihm dadurch große Arbeit zu machen, weil der Bote die Anwälte mündlich, oder durch Vorzeige-Dekret laden, ein Accessist hingegen das Recessiren derselben anhören kann. Den Parteien würden bei solcher Einrichtung aber für jede Tagfahrt 14 bis 18 Gulden erspart; denn für die Reise nach Pegnitz oder Schnabelwaid beziehen beide Advokaten 18 bis 22 Gulden, während sie für den Termin in Baireuth beide nur 3 Gulden erhalten, und das Hin- und Hersenden des Requisitionsschreibens des Landgerichts, nebst der mündlichen Vorladung der Anwälte kaum einen Gulden kostet. Nun denke man sich, wie viele solche Tagsfahrten im Laufe eines Jahres vorfallen, und wie oft daher den Parteien 14 bis 18 Gulden erspart werden könnten! Ich habe hierüber nur in Beziehung auf die Baireuther Umgegend einen Ueberschlag gemacht, und die Haare sind mir zu Berg gestanden. Darum stellte ich die Sache der Staatsregierung vor, und bat um ihre wohlwollende Einschreitung. Als meine Vorstellungen unbeachtet blieben, so forderte ich das Ministerium der Justiz im „Inland" öffentlich auf, eine Verfügung zu

treffen, wodurch man gerade den bedrängtesten Menschen im Staate jährlich über 80,000 Gulden, einem allein manchmal 54 Gulden *) ersparen könne. Die Hülfe würde unendlich wohlthätig gewirkt haben, und war so gar leicht ..... ein einfaches Rundschreiben an die Appellationsgerichte, oder eine Verfügung im Staats-Intelligenz-Blatt, kurz eine bloß reglementarische Verordnung. Theilweise bestand die Einrichtung schon, welche ich begehrte, indem z. B. bei Zeugen-Vernehmungen die Einwohner auswärtiger Gerichtsbezirke nicht unmittelbar vorgeladen, sondern auf Requisition des verhandelnden Richters bei ihrer Behörde vernommen, und dann die Protokolle an jenen eingesendet werden. Nur eine verständige Ausdehnung dieser ordnungsgemäßen Sitte forderte ich. Unläugbar war also die Staatsregierung schon im reglementarischen Weg dazu ermächtiget, und wenn sie auch bei Beförderung des Guten ängstlicher an die Beobachtung der verfassungsmäßigen Formen gedacht hätte, als im entgegengesetzten Fall, sohin eine Zustimmung der Stände oder ein förmliches Gesetz für nothwendig erachtet hätte, die Kammern würden ihr freudig die Hand geboten haben. Welche Wirkung hatte aber meine Verwendung für die Bedrängten? Die nämliche, als wenn ich sie an den Kaiser von China gerichtet hätte. „Ah! ihr Herren in seidenen Gewändern und Gold-

*) Drei Tagfahrts-Gebühren für zwei Anwälte machen im bemerkten Fall für den, welcher in alle Kosten verurtheilt wird, zuweilen bis 66 fl., und drei solcher Termine sind in einem Prozeß manchmal noch wenig.

stoffen, und mit der unversiegbaren Quelle von Madeira, für euch sind 54 fl. eine Kleinigkeit. Ich hingegen weiß, daß ein Taglöhner in der Pfalz seine einzige Kuh wegen der Tagfahrtsgelder, wovon ich spreche, verkaufen mußte!“ So dachte ich, und meine Gefühle erlangten eine Bitterkeit, welche mir das Herz vergiften wollte. Die Erfahrung lag zu drückend auf mir! In Baireuth lebte ein schwelgender Advokat, Namens Kremling, dem die Armen ebenfalls das Geld zur Befriedigung seiner übermäßigen Tafelfreuden liefern mußten. Einst ward einer seiner Klienten, ein Bauer, durch gerichtliche Hülfe zur Bezahlung von Deserviten oder anwaltschaftlichen Gebühren gezwungen: — der Landmann erschien endlich mit dem Gelde, doch die Thränen in den Augen, und mit dem Vorwurf:

„Es hängt das Blut daran!“

„Das waschen wir schon ab,“ erwiederte Kremling, und ein gefühlloser anderer Advokat in Baireuth erzählte mir die Rohheit, als einen Ausbund von Geist und Witz.

„Unter jenem Geld waren auch solche Tagfahrts-Gebühren, meine Herren vom Justiz-Ministerium!“ sagte ich, und zugleich fiel mir der Erfolg meiner Druckschrift in Baireuth über die Rechtspflege ein. Dort war ich unbekannt, der Prediger in der Wüste, ... jetzt schreibe ich unter den Augen der Minister, stehe in so naher Berührung mit ihnen, und man achtet meine Gründe gerade so, wie damals! „Ah, meine Herren von der Staatsregierung, ist eine andere Art von Sprache nothwendig, um der Stimme der Vernunft bei Ihnen Eingang zu ver-

schaffen? Damit könnte man im Nothfall auch aufwarten!" — — tönte es in meinem Herzen wieder, welches kein Kieselstein, sondern eher jener Feuerheerd der Vulkane war.

Ein anderer Vorfall bestärkte mich in solchen Gedanken. Was mir ganz besonders zum Ärgerniß gereichte, war die Willenlosigkeit so vieler Beamten gegen Oben, und ich hatte bei Gelegenheit der Censur-Ordonnanz hierüber neue kränkende Erfahrungen gemacht. Da es nun in der Verfassungs-Urkunde mit klaren dürren Worten hieß, daß die Minister und alle Staatsdiener für die Beobachtung der Konstitution verantwortlich sind, so schrieb ich im „Inland" einen Aufsatz, um die äussern Beamten an die Pflichten eines verhältnißmäßigen Unabhängigkeits-Sinnes zu erinnern. Einheit des Staates, Schnellkraft seiner obersten Leitung ..... stand nach meinen Grundsätzen immer in erster Linie. Nicht im Schlafe fiel mir daher ein, eigensinnige oder willkürliche Widerspenstigkeit der Vollzugs-Werkzeuge erregen zu wollen, wodurch die Staatsgewalt ohnmächtig und in Folge der Schwäche lächerlich gemacht werde. Allein der Richter, welchem man von Oben zumuthen würde, einen Angeklagten ohne das rechtliche Gehör zu verurtheilen, müßte den Antrag als eine Beleidigung unwillig zurückweisen, und ähnliche Fälle giebt es auch im Verwaltungsfach. Für solche war die Bestimmung der Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten und mein Aufsatz berechnet; doch dieser mußte erst zur Censur. Bei dem Beharren auf der letzteren würde ich allerdings keine Zeitschrift mehr geschrieben haben; da man aber den Mißgriff zugestanden, und Abhülfe

versprochen hatte, auch die Zurücknahme der Verordnung vom 28. Januar im Geheimen schon beschlossen war, so hätte ich es für eine Ziererei gehalten, vorher der Erörterung mich zu verschließen. Mein Aufsatz ging also wie die frühern des „Inlandes“ zur Censur; indessen das Blatt kehrte kreuzweise durchstrichen zurück.

Ich kannte die Censur bis jetzt nur in der Theorie, und fühlte zum ersten Mal die Wirkung der schönen Sitte, die Ergebnisse tiefen Nachdenkens, die Studien durchwachter Nächte, die Ausströmungen einer reichen Menschenbrust mit einem dicken Spahn auszuwischen!

Seht ihr das Meer, wenn es brüllende Orkane peitschen, wenn tausend Blitze in seine dunkle Tiefen schlagen, wenn es tobt, wie der Sturm der Ewigkeit?

So sah es ungefähr in meinem Innern aus!

„Ah, meine Herren, von der Staatsregierung,“ sprach ich in der Stille der Nacht, „ah, ich fühle etwas in mir, was wie eine Anlage zur Beredsamkeit aussieht, ich stoße auf etwas, was den Anschein einer Kraft hat, mit der man Ruinen erschüttert!“

„Ich will mir eine Feder suchen, mit der Härte des Diamantes, um in eure Felsenherzen zu schneiden, und eine Tinte mit der Ausdauer von Jahrhunderten, um euere Thaten zu verzeichnen.“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

In demselben Verlage sind erschienen:

Lieder vom Bodensee

von

C. K.

à fl. 2. 20 kr. oder Thlr. 1. 8 Gr.

Ferner:

Geschichte der Deutschen

von

J. G. A. Wirth.

Erste bis siebente Lieferung.

(Das Ganze in 12 Lieferungen.)

pr. Lieferung fl. 1. 32 kr. oder 21 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wirth, Johann Georg August,

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben

Bd.: 1

Emmishofen (1844)

Bavar. 2956 ch-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10380918-4